

Monatshefte

für deutsche Sprache und Pädagogik.

(Früher: Pädagogische Monatshefte.)

A MONTHLY

DEVOTED TO THE STUDY OF GERMAN AND PEDAGOGY.

Organ des

Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes.

Jahrgang X.

februar 1909.

Heft 2.

(Offiziell.)

Der 37. Lehrertag.

An die Mitglieder

des Nationalen Deutschamerikanischen Lehrerbundes.

Mit besonderem Vergnügen kann ich Ihnen mitteilen, dass die Vorbereitungen für den 37. Nationalen Deutschamerikanischen Lehrertag in vollem Gange sind. Unsere wackeren Berufsgenossen von New York und Umgegend sind mit einer Umsicht und Planmässigkeit ins Zeug gegangen, die ihresgleichen sucht. Der glückliche Gedanke, nebst dem Festausschuss auch noch einen Geschäftsführer zu schaffen, gelangte durch die Wahl des vielerfahrenen und tatkräftigen Kollegen Joseph Winter zu diesem Posten zu einer ebenso glücklichen Ausführung, und es lässt sich für unsere Tagung ein der Weltstadt würdiger Erfolg voraussehen.

Unser unermüdlicher und getreuer Dr. Hoelper hat bereits im Dezemberheft mitgeteilt, dass uns ein Bankett im Prunksaal des New Yorker Liederkranzgebäudes, sowie ein Kommers auf einem Hamburger Luxusdampfer — also auf deutschem Boden — gegeben werden wird, wie auch, dass hervorragende Deutsche New Yorks für die Festbehörde gewonnen worden sind. Dieser Behörde ist mittlerweile ein gleichwertiger Damenausschuss beigefügt worden, der ein Patronessenkomitee bilden wird, um den Lehrerinnen aus der Ferne den Aufenthalt in der Millionenstadt möglichst angenehm und interessant zu machen. Andenken in Form metropolitanischer Erinnerungszeichen sind auch schon besprochen worden.

Die Unterkunft in einem vorzüglichen Hotel soll für die Gäste nicht mehr wie einen Dollar die Nacht kosten und für die Lehrerinnen womöglich ganz frei sein. Um nun dem Einquartierungsausschuss zu ermöglichen, eine entsprechende Vereinbarung mit einem guten Hotel treffen zu können, ergeht hiermit die freundliche Aufforderung an alle Berufsgenossen und Berufsgenossinnen, die den Lehrertag zu besuchen gedenken, unsern geschätzten Kollegen Dr. Hoelper von ihrer Absicht in Kenntnis zu setzen. Seine Adresse ist: „Dr. A. Hoelper, 123 West 116th street, New York.“

Es sei auch jetzt schon erwähnt, dass Besuchern des Lehrertages, die bei ihrer Durchreise in Washington zu verweilen wünschen, ganz bedeutend ermässigte Hotelpreise, wie allenfalls auch weitere Aufmerksamkeiten in jener Stadt gesichert worden sind.

Die Zeit des Lehrertages läuft von Dienstag, dem 29. Juni, bis Freitag, den 2. Juli. Als Hauptquartier sind uns die Prachträume in dem Gebäude des Deutschen Liederkranz, an der 58. Strasse, nahe dem Haupteingang zum Central Park, gütigst zur Verfügung gestellt worden.

Betreffs des geistigen Programms sind seit Monaten nach den verschiedensten Seiten hin, nah und fern, Schritte getan worden. Es soll innerhalb eines Monats zum Abschluss gelangen und ein umfassendes und reichhaltiges werden.

Mit kollegialischem Gruss

Baltimore, im Januar 1909.

C. O. Schoenrich.

Jung-Deutschland und Jung-Amerika.

Vergleichende Charakterstudie.

Von **J. W. Becker**, Cincinnati, O.

(Schluss.)

Wenn ich im Folgenden nun versuche, zum Vergleiche in wenigen grossen Zügen auch eine Charakterskizze des amerikanischen Kindes zu zeichnen, so beschränke ich mich dabei — dies sei von vornherein bemerkt! — auf Sprösslinge germanischer Abkunft. Denn ein weiterer Rahmen, in den z. B. auch die Kinder der grösstenteils unerwünschten Einwanderung des letzten Jahrzehnts, aus dem Osten und Süden Europas hineingehörten, würde ein völlig verschwommenes Misch- und Zerrbild umfassen. Nein, der vorherrschende Typus der amerikanischen Jugend ist gottlob aus einer Verschmelzung deutscher, englischer und skandinavischer Art entstanden. Und deren Kreuzung hat meist eine gute Mischung stammverwandter Eigenschaften hervorgebracht.

Freilich: Anderes Klima, andere Früchte! Andere Völker, andere Sitten! Das gilt auch hier. — Der Grundzug amerikanischen Lebens, im Gegensatze zu deutschen Verhältnissen, ist derjenige viel grösserer Weite und Freiheit. Denn wie das Land, so seine Leute! Die unermessliche Grösse unserer fast einen halben Erdteil umspannenden Republik, innerhalb welcher der menschliche Geist (im Gegensatz zur Enge europäischer Landesgrenzen) von Jugend auf in Heimatkunde und Geschichte, bei Zeitungslektüre wie auf Reisen sich tummelt, weitet den Sinn schon früh und weist ihm mannigfache Bahnen, fast unbegrenzte Möglichkeiten. Von weniger günstigem Einfluss jedoch ist das amerikanische Klima. Denn dessen Unbeständigkeit und sein häufiger Umschlag von einem Extrem ins andere findet — wie in Politik und Gesetzgebung — so auch im Charakter der hiesigen Kinder ganz deutlich schon seinen Niederschlag. Die in Amerika durchgängige Mischung der Nationalitäten und Rassen ferner übt auf die Jugend teils einen günstigen, teils einen ungünstigen Einfluss aus. Einen günstigen, insofern sie von früh auf lernen und sich gewöhnen, auch fremde Volkesart und andere Sinnesrichtung anzuerkennen und zu verstehen. Dies kann, wenn weise geleitet, jene wahre Freiheit von Vorurteilen, jene edle Toleranz erzeugen, welche die Krone echt menschlicher Gesinnung ist. In gar vielen Fällen aber wird solches Durcheinander der verschiedensten Elemente zum Übel. Denn bekanntlich wirkt das Böse, zumal in jungen Jahren, leider viel ansteckender als das Gute. Und ich z. B. kann aus eigener Erfahrung an zehn verschiedenen Schulen unserer Stadt bezeugen, dass die Schulzucht in vorherrschend deutschen Distrikten am leichtesten, in gemischten schon schwieriger, am schwierigsten aber entschieden in denjenigen ist, die einen starken Prozentsatz farbiger Schüler aufweisen.

Die grosse Freiheit, deren sich der Amerikaner in den meisten Fragen seines persönlichen Lebens erfreut, ist schon früh von entscheidendem Einfluss auf sein ganzes Denken und Handeln. Er ist's nicht gewohnt, dass ihm die Obrigkeit in seine Privatangelegenheiten dreinredet oder irgend welche ernstere Kontrolle über sein Tun und Lassen ausübt. Kein Wunder, wenn dieser Grundzug amerikanischer Sinnesart sich von Grosseltern und Eltern auf Kinder und Enkel vererbt.

Unheilvoll freilich wirkt die persönliche Freiheit auf dem Gebiete der Eheschliessung und -lösung; unheilvoll für die einzelne Familie sowohl wie für das ganze Volk. Wohl in keinem zivilisierten Lande der Erde wird so leichtsinnig drauf los geheiratet wie in Amerika. Ein grosser Prozentsatz der Ehen, zumal in den unteren Schichten der Bevölkerung, wird von geistig noch unreifen Menschen geschlossen. Man denkt nur an die Annehmlichkeiten, nicht im entferntesten aber an die ernstesten Pflichten und Folgen des Ehebundes, an seine hohe Verantwortlichkeit den eigenen Nachkommen wie dem ganzen Volke gegenüber. Und solange

es in diesem Punkte nicht besser wird, solange so viele Eltern unserer Schüler selbst noch völlig unerzogen sind und keine blasse Ahnung von Erziehung, nicht die geringste Fähigkeit zur Leitung ihrer Kinder besitzen —: solange müssen die amerikanischen Volksschulen, zumal in den unteren Graden, Erziehungsschulen sein; Erziehungsstätten in noch viel höherem und ernsterem Sinne, als dies in Deutschland nötig ist!

Von nicht zu unterschätzendem Einfluss auf die Grundrichtung der amerikanischen Jugenderziehung sind ferner drei Faktoren: erstens eine gewisse Traditionslosigkeit des amerikanischen Volkslebens, die dazu verleitet, dass manche meinen, sie müssten alles auf eigne Faust und — selbstredend ganz anders anfangen als es in "the old country" üblich sei. Zweitens die demokratische Gesinnung weiter Kreise, die einen mehr kameradschaftlichen Ton des Verkehrs zwischen Erwachsenen und Jüngeren, zwischen Eltern und Kindern, Lehrern und Schülern zur natürlichen Folge hat. Und drittens die republikanische Staatsverfassung, deren freiere Luft, von früh auf geatmet, dem jungen Amerikaner in Fleisch und Blut übergeht. Ist es da nicht ganz natürlich, dass die unter so freien, weiten Lebensverhältnissen aufwachsenden Kinder drei vom deutschen Wesen abweichende Grund-Charakterzüge aufweisen: ein stark ausgeprägtes Selbstbewusstsein, einen lebhaften Drang nach ungehemmter Betätigung des Eigenwillens und eine übersprudelnde Freude am Leben.

Selbstbewusstsein, Willensstärke, Lebensfreudigkeit: gewiss drei stolze Eigenschaften, hohe geistige Güter! Jedoch in der Hand der Jugend erweist sich leider eine jede von ihnen als ein zweischneidiges Schwert! Welcher Lehrer in Amerika wüsste davon kein Liedlein zu singen! Freilich gewährleistet der grössere Spielraum, den man hierzulande dem Eigenwillen der Kinder lässt, der Entfaltung eigenartigen Wesens gottlob viel weitere Möglichkeiten und beugt der in Deutschland so oft zu beklagenden Hemmung individueller Entwicklung von vornherein segensreich vor. Treibt sie aber nicht nur zu oft auch überwuchernde Schösslinge der unerquicklichsten Art? Artet sie nicht häufig aus in Frechheit und Zügellosigkeit, in Mangel an Respekt vor Eltern und Lehrern, in eine erschreckende Pietätlosigkeit dem Alter gegenüber? — Erzeugt das überspannte Selbstbewusstsein unserer heranwachsenden Jugend nicht gar zu oft einen Übermut und eine Anmassung im Auftreten, die einfach lächerlich wirken würde, müsste man nicht ihre traurigen Folgen für den Träger voraussehen! Und schliesslich: macht sich nicht der im häuslichen Leben so vieler amerikanischen Familien herrschende Grundsatz: "Take it easy!" auch in der Schule oft fühlbar durch grosse Gleichgiltigkeit und Unzuverlässigkeit der Kinder und die Oberflächlichkeit ihrer Arbeit?

(Manches könnte, ja müsste freilich auch unserseits noch geschehen, um diesem weitverbreiteten Uebel einen Damm entgegenzusetzen. Oder leistet nicht z. B. die Anfertigung schriftlicher Arbeiten auf Zetteln, den allgemein üblichen „tablets“, dem gedankenlosen, leichtsinnigen Drauflosschreiben einen höchst gefährlichen Vorschub? Ist etwas falsch, so wird der Zettel einfach abgerissen und ein neuer begonnen. Hand in Hand mit dem Uebel gehen in vielen Fällen zwei weitere Helfershelfer: Bleistift und Radlergummi. Gedankenlos schreibt der Schüler zunächst irgend etwas nieder, um es oft schon im nächsten Augenblick wieder auszuradieren, wells falsch ist. So bleibt es erst dem bitteren Ernst des Lebens vorbehalten, den jungen Amerikanern unter Schmerzen begreiflich zu machen, was deutsche Schüler — bei durchgängigem Gebrauch von Heften und Tinte — schon frühe sich merken: dass man nicht jeden begangenen Fehler im Leben beliebig wieder auszuradieren vermag! Ich scheue mich daher nicht, Radlergummi und Zettelwirtschaft als Todfeinde der amerikanischen Jugenderziehung zu bezeichnen, die gleich Bazillen von früh auf langsam, aber sicher ihr charakterzerstörendes Werk im Stillen treiben. Denn: „Jung gewohnt, alt getan!“ Hoffentlich wird da bald Wandel geschafft!)

Doch nicht nur auf diesem Gebiete, ebenso auf dem des Gefühls- und Gemütslebens ist — im Vergleich mit der deutschen — eine grössere Oberflächlichkeit, ja Verflachung bei der amerikanischen Jugend bemerkbar. Wie könnten sonst in weitesten Kreisen, gerade der sogenannten „besseren“ Schichten, Jünglinge und Jungfrauen allabendlich sich ergötzen und Gefallen finden an dem sinn- und seelenlosen Geklimper der „ragtimes“! Da ist in dem schlichtesten deutschen Volksliede denn doch tausendmal mehr vorhanden, woran Herz und Gemüt sich zu erquicken vermag. — Weit Schlimmeres aber noch als eine Verflachung, nämlich geradezu eine Verrohung weiter Schichten unserer heranwachsenden Jugend haben manche billigen Theater und ihre scheusslichen Plakate auf dem Gewissen, die in Wort und Bild dem abenteuerlustigen Sinn geradezu eine Vorschule, eine Brutstätte für Raub und Mord und alle Laster bieten. Ein Gleiches lässt sich von zahllosen Zeitungsberichten sagen. — Und um schliesslich noch auf eine weitere Gefahr hinzuweisen, die aus den amerikanischen Lebensgewohnheiten, gewissermassen aus harmlosen Äusserlichkeiten hervowächst: woher kommt es wohl, dass unsere Gefängnisse gerade mit jugendlichen Verbrechern gefüllt sind, dass die Jugendgerichte täglich alle Hände voll zu tun haben? Das ist auch eine Folge der hiezulande zu weit gehenden, missverstandenen und daher missbrauchten persönlichen Freiheit. Der amerikanische Sinn hasst alle Hecken und Zäune, diese heilsame Erinnerung an die Grenze zwischen Mein und Dein. Er hasst sie als lästige Einengung seiner Bewegungsfreiheit. Als Knabe schon denkt er: Zäune sind nur dazu da, um—überklettert zu werden. Und nur zu oft fehlt der warnende Schutzmann. Ist's da ein Wunder, wenn mancher Knabe, zum Jüngling erwachsen, später auch vor den Zäunen und Hecken der Gesetze keine rechte Achtung hat?!

Es sei mir, bevor ich zum Schlusse eile, gestattet, kurz zusammenfassend noch einmal mit wenigen Strichen den Charakter auch des amerikanischen Kindes zu skizzieren: Inmitten einer Nation aufwachsend, die aus Bestandteilen der verschiedenartigsten Länder und Völker zusammengewürfelt ist, nimmt der junge Amerikaner von früh auf Eindrücke und Einflüsse der mannigfaltigsten Art in sich auf. Die natürliche Folge ist eine Mischung derselben, die — ganz unvermeidlich — in fortschreitendem, allmählichem Erblassen der Stammes-Eigenart sich bemerkbar macht. Das amerikanische Klima mit seinem häufig so plötzlichen Wechsel erzeugt nicht selten etwas Sprunghaftes, Unbeständiges, ja Unberechenbares, wie im Charakter des Volkes, so auch der einzelnen Kinder. Die Grösse des Landes hat eine meist erfreuliche, frühe Weitung des ganzen Wesens und Sinnes zur Folge. Die demokratische Gesinnung erzeugt eine viel grössere Kameradschaftlichkeit zwischen Älteren und Jüngeren, als es in Deutschland, überhaupt in ganz Europa der Brauch ist. Und die republikanische Gesetzgebung garantiert schon den jungen künftigen Bürgern ein viel grösseres Mass von Willens- und Bewegungsfreiheit. Wir sahen, wie dies auf der einen Seite, durch die unbegrenzten Möglichkeiten individueller Entwicklung in Schule und Haus, entschieden zum Segen, anderseits aber durch überwuchernde Schösslinge wie Anmassung und Frechheit, Mangel an Pietät und Respekt vor allem Höheren — entschieden zum Nachteil werden kann und in zahlreichen Fällen auch tatsächlich wird. Ergänzend sei noch hinzugefügt, dass die nüchtern geschäftsmässige Gesamt-Atmosphäre des amerikanischen Lebens, in dem der Gedanke an den allmächtigen Dollar eine so grosse Rolle spielt, seinen starken Einfluss schon auf die Jugend ausübt. Doch auf der andern Seite eine Schulbildung, die gottlob den grossen Wert der Übung in technischen Fertigkeiten, überhaupt die Wichtigkeit einer mehr praktischen Bewältigung und Verwendung des Lehrstoffs betont.

So erscheint denn meine zu Anfang aufgestellte Behauptung, dass:
 in Deutschland mehr Zucht,
 in Amerika mehr Freiheit zu finden;
 auf deutscher Seite mehr theoretische,
 auf amerikanischer mehr praktische Erziehung vorhanden;
 bei deutschen Kindern mehr das Gemüt,
 bei amerikanischen mehr der Verstand entwickelt,
 und dort mehr ideale,

hier mehr materielle Gesinnung schon bei der Jugend vorherrschend sei: — durch Erläuterungen einerseits, durch den Hinweis auf Tatsachen anderseits ausreichend dargetan und begründet zu sein.

Zum Schlusse erübrigt nur noch ein kurzer, praktischer Ausblick auf unsere Arbeit. Wir haben in diesem Lande wohl grösstenteils weder an reindeutschen, noch an reinamerikanischen, sondern an einer Verschmelzung beider Volksarten: an deutschamerikanischen Kindern lehrend und erziehend zu wirken. Von Eltern und Grosseltern her bringen diese schon manche guten Eigenschaften ins Leben mit: feste Stammes-sitte, angeborene Beständigkeit, eine natürliche Achtung vor Älteren, gemütvolle Veranlagung, und so weiter. Und der Boden unsrer neuen Heimat birgt — neben manchen Gefahren — eine schier unerschöpfliche Fülle gesunder, herrlicher Säfte und Kräfte, deren die jungen Pflänzchen gleichfalls teilhaftig werden sollen.

Wir aber sind die Gärtner, denen sie für eine wichtige Reihe ihrer Entwicklungsjahre von Staat und Eltern zur Pflege und Züchtung anvertraut werden. Was muss demnach unsre Aufgabe sein?

Völlig ausmerzen lassen sich die Grundkeime stammhafter Eigenart kaum. Denn sie wurzeln, wie dargetan, in den Wesenstiefen des Volkes und entquellen der Natur seiner Heimat. Doch steht es wohl in unsrer Macht, als kundige Gärtner alle edlen Triebe des jungen Doppelreises kräftig zu pflegen, alle unedlen Schösslinge dagegen energisch zu stutzen.

Seien wir also bemüht, das gute Alte deutscher Art in unsern Schülern und Zöglingen lebenskräftig zu erhalten und zu entfalten, die Mängel deutschen Wesens aber, auf die ich vorhin gleichfalls hinwies, möglichst zu unterdrücken; daneben das gute Neue von amerikanischer Erziehungsweise zu verwerten zur Weitung ihres ganzen Wesens und zur Entfaltung edler Eigenart, jedoch dem Wuchern der gekennzeichneten bösen Schösslinge nach Kräften zeitig vorzubeugen.

Unser Ziel sei es: unseren Zöglingen neben deutscher Fügsamkeit, welche die Härte des Lebens so sehr erleichtert, doch auch die amerikanische Willensfreiheit im rechten Sinne zu wahren; neben deutscher Achtung vor anderen doch auch das stolze amerikanische Selbstbewusstsein in ihnen zu pflegen; neben dem deutschen, strengen Pflichtgefühl auch die frische, amerikanische Freude am Leben in ihnen grosszuziehen und — sie in edle Bahnen zu leiten!

Wenn wir so in der Erziehung der hiesigen Jugend die Vorzüge im Volkscharakter unserer beiden grossen Nationen geschickt zu verschmelzen, deren Nachteile aber stark zu vermeiden wissen: dann werden wir im Wesen der künftigen amerikanischen Bürger deutscher Abkunft, die durch unsere Hände gehen, die denkbar beste Ergänzung deutschen und amerikanischen Wesens erzielen.

Dann werden die jungen deutschen Eichen, in amerikanische Erde verpflanzt, neben deutscher Stärke und Treue auch die reiche, schöne Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit der amerikanischen offenbaren.

Dann wird die deutsche Rebe auch hier, im fruchtbaren Boden der neuen Heimat, einen Wein von jener Blume und jenem Feuer erzeugen, wie er schon heute, Begeisterung weckend, die Adern der Edelsten auf Erden durchrollt; ein Herold und Vorbild deutscher Kultur im amerikanischen Volke!

Das deutsche Märchen.

Von Prof. E. C. Roedder, Ph. D., Univ. Wisconsin.

(Fortsetzung.)

Das Märchen fliegt wie Sommerfäden durch die Luft, um ein beliebtes Bild zu gebrauchen, und ist allgemein wie das liebe Sonnenlicht. Sage muss Wurzel schlagen in einem Heimatboden, denn stets entspringt sie einem Samenkorn von etwas Tatsächlichem, sei es noch so winzig; und wie der Efeu braucht sie einen Gegenstand, den sie umklammern und umgrünen kann. So schwer es ist ein Märchen zu dichten, so leicht ist es eine Sage zu erfinden; ihr genügt ein Fussbreit dürrigsten Erdreichs, ein Berg, ein Teich, ein Kreuz, eine Glocke, ein verfallenes Gemäuer, ein rostiges Schwert, ein zerbrochenes Wappenschild, ein auffallender Name.⁹) Namen muss sie nennen, — das Märchen erzählt von einem König, seinem starken Diener, seinem goldenen Schlosse, seinem unermesslichen Reichtum, seinem Zauberschwert; die Sage kündigt von König Gunther, dem grimmen Hagen, der Burg zu Worms, dem Nibelungenhort, und Held Siegfrieds scharfes Waffen heisst Balmung. Grundverschieden ist ihr Verhältnis zum Wunderbaren. Auch die Sage gebraucht es ausgiebig, aber das ganze Geschehen bestimmt es nicht mehr. Riesen und Zwerge, Nixen und Gespenster, unverwundbare Helden, Zauberdinge, sie sind ihr nichts Selbstverständliches mehr, sondern ein Wunderbares, Seltsames, davor dem Menschen wohl grauen mag. Beim Märchen verfließen die Grenzen des Wirklichen und des Übersinnlichen zum harmonisch heitern Ganzen, in der Sage lässt sich ihr Gegensatz nicht auflösen. Ist das Märchen im einzelnen sittlich indifferent, und schleppt nur gelegentlich eines widerwillig eine ihm aufgebürdete Moral mit herum, die es gerne abwirft wie Hans im Glück seinen Schleifstein, so ist die Sage auf eine sittliche Idee gegründet. Sieht jenes die Welt in rosigstem Licht und im Leben einen ewigen Festtag, so waltet hier eine ernste, meist so-

⁹ Damit ist nicht gesagt, dass nicht auch die verschiedensten Elemente sich zu einer Sage verbinden können. In der Hameler Rattenfängersage sind mythologische Anschauungen und geschichtliche Erinnerungen mit der falschen Auslegung eines Kirchenfenstergemäldes zur Einheit verschmolzen.

gar schwermütig düstere, bange Stimmung. Blitzt in den Augen des Märchens das Lächeln des Lustspiels, so liegt in den grossen Augen der Sage die ganze Schwere der Tragik. Das Märchen will unterhalten, die Sage belehren, und sie fordert dafür Glauben, aber keinen Märchenglauben, denn sie ist der Anfang der Geschichte und zugleich unerbittliche Richterin des Geschehenen. Und lässt sich auch einmal ein Märchen aus seiner luftigen Höhe herab, um an einen Gegenstand sich rankend zur Sage zu werden, es bleibt im Grunde doch Kosmopolit; die Sage aber ist national, lokal, sie wandert nicht von Volk zu Volk, von Land zu Land, so oft auch nahezu übereinstimmende Sagen auftreten mögen: was wandert, sind nur die Märchenzüge der Sage, die den aus geschichtlichem Samenkorn erwachsenden Sagenstamm umranken und umspinnen. Ist das Märchen gänzlich zeitlos, so heftet sich die Sage, wenn sie auch zuweilen Jahrhunderte in eine Spanne Zeit zusammenrafft, an ein Datum, ein Jahr, eine Generation.

Die Legende lässt sich leicht definieren als eine Unterart der Sage, in der die Gestalten einzelner Heiligen, Engel, die Muttergottes, die Gottheit selbst, geheiligte Orte wie Kirchen, Kapellen u. dgl. eine Hauptrolle spielen, und in der das gute Prinzip stets siegreich ist. Manche Legende zeigt auch nahe Verwandtschaft mit dem Schwank. Andere wieder sind christliche Umgestaltungen heidnischer Mythen; so tritt bisweilen die Jungfrau Maria an Stelle germanischer Göttinnen, wie umgekehrt der Teufel, hier und im Märchen, die Rolle der den Göttern feindlichen Riesen übernimmt und wie diese stets um den ausbedungenen Lohn geprellt wird. Unter anderem Gesichtswinkel liesse sich daher die Legende auch als christlicher Mythos bestimmen.

Der Mythos ist eine in erzählender Form gegebene, dem primitiven Kausalitätsbedürfnis der Menschheit entspringende Erklärung der übersinnlichen Mächte, von denen der Mensch sich umgeben fühlt; er „ist primitive Philosophie, einfachste anschauliche Denkform, eine Reihe von Versuchen, die Welt zu verstehen, Leben und Tod, Schicksal und Natur, Götter und Kulte zu erklären“,¹⁰⁾ alles aber in konkreter Form, denn darauf kommt es an.¹²⁾ Der Mensch als Einheit von Leib und Seele spielt so gut wie keine Rolle; ein grosser Kreis von Vorstellungen aber hat

¹¹ E. Bethe, *Mythus, Sage, Märchen* (Leipzig 1905), S. 43.

¹² Dies gilt auch vom Aberglauben, den Goethe in einem schönen Worte die Poesie des Lebens genannt hat. Wenn der Schwarzwälder seinem Kinde sagt, es dürfe sich nicht auf den Tisch setzen, da halte es der Schutzengel nicht, oder es solle ein Messer nicht mit der Schneide nach oben legen, sonst trete sich der Schutzengel daran das Füsschen wund, so ist das viel anschaulicher als der potenzielle Ausdruck einer etwaigen bösen Folge für das Kind selbst.

sich um die menschliche Seele gelegt. Die andern Gestalten des Mythos sind die elbischen Naturgeister, die Dämonen und die Götter.

In ihren spezifischen, scharf getrennten Bedeutungen gehören die Namen Mythos, Sage, Märchen dem Wortschatze des Gelehrten an. Eigentlich bedeuten alle drei dasselbe, nämlich Erzählung, nur dass das Märchen das Kleine, Kindliche hervorhebt. Nun tat sich, als diese Begriffe geprägt wurden, im Zeitalter der Romantik die deutsche Vergangenheit wie ein Wunderland in ungeahnter Fülle und Schöne vor den staunenden Augen der Nachwelt auf; längst verschollenes altes Lied stieg empor aus tiefen Gräften und machte jedes Herz erglühen, wie Schenkendorf gebetet und geweissagt hatte, und tausend fleissige Hände regten sich, die Schätze, die auf einmal Buch und Bild und der Mund der Kleinen im Volke hergaben, zu sammeln und zu hegen. Da hiess es den gewaltigen Reichtum liebevoll sichten und ordnen. Aber die einmal gefundenen Namen, als blühender Rosenhag zwischen den Gärten befreundeter Nachbarn gedacht, wuchsen sich aus zu stachlichten Dornenhecken.

Aus dem Nebeneinander der drei, das als solches der wissenschaftlichen Erklärung keinerlei Schwierigkeit bietet, wurde gar bald ein Nacheinander: Mythos, Sage und Märchen sollten in eben dieser Reihenfolge einander abgelöst, verdrängt haben, — gewissermassen wie Raupe, Puppe und Schmetterling, — so dass mit der Geburt des spätern jeweils die Todesstunde seines Vorgängers geschlagen hätte. Hier erwies sich der oben berührte Vorzug der Deminutivform Märchen als schlimmer Nachteil: wie die Sage eine Vermenschlichung des Göttermythos darstellen sollte, so erblickte man im Märchen eine noch weiter absteigende Veränderung von Mythos und Sage, eine Verkindlichung, „eine dem kindlichen Verständnis des Volkes oder des wirklichen Kindes angepasste spielende Wiederholung uralter Göttermymen“ (Wundt). Man hat diesem Irrtum, den die Brüder Grimm 1856 in der dritten Auflage ihrer Märchen, Band 3, S. 85 aussprachen, nachgerühmt, er habe mehr Gutes gewirkt als manch eine tote Wahrheit, die niemand bestreiten könne. Dem kann ich mich nicht anschliessen. Gewiss, dieser Irrtum mag viele für die Sache gewonnen haben, die ihr sonst ewig ferngestanden hätten. Aber doch wohl nur die, die mit der vermeintlichen Abstammung des Märchens von höherer Poesie ihr ästhetisches Gewissen beruhigen und ihre gnädige Herablassung zu den Erzeugnissen des Volksgeistes vor sich selbst rechtfertigen wollten. Und Irrtum bleibt Irrtum; die Wahrheit aber, und nur die Wahrheit, fördert. Auch das Kleinste in der Welt ist wert, dass man es um seiner selbst willen schätze; gerade so wie wir einen Menschen nur dann menschenwürdig behandeln, wenn wir ihn als Einzelwesen und nicht als Zweck betrachten. Das richtig Verstandene ordnet sich schon von selbst in grössere Zusammenhänge ein, — „nichts auf weiter Welt ist einsam; alles folgt und weicht sich hier einem andern allgemeinsam,“

— und den grossen Gedanken der Romantik, den von der Einheitlichkeit und dem inneren Zusammenhange aller geistigen Äusserungen eines Volkes, brauchen wir nicht zugleich mit dem schönen Irrtum aufzugeben. Wissenschaftlich ist auf alle Fälle der Gedanke einer regelrechten Entwicklung von Heldensage aus Mythos und Märchen aus Heldensage ganz unhaltbar. Schon die Beobachtungen, die wir bei den Naturvölkern machen können, sind ein Beweis dagegen. Wäre eine abwärts gerichtete Entwicklung anzunehmen, so müsste doch auch hier einmal etwas wie eine höhere Dichtung vorhanden gewesen sein. Die Heldensage erscheint ja fast überall in epischem Gewande. Das Epos aber ist nicht die Urform der erzählenden Dichtung, sondern das letzte Glied einer aufwärts gerichteten Entwicklung; und die vollendetste Form der Sage, die Heldensage, ist wahrscheinlich überhaupt erst von der Dichtung geschaffen worden. Das Märchen indes ist bei vielen Naturvölkern die einzig nachweisbare Gattung der dichterischen Erzählung; und erzählen sie sich auch viele naturmythologische Märchen (wie das oben erwähnte von der Entstehung der Sonne), so dürfen wir doch noch lange nicht ihre sämtlichen Märchen mit allen Einzelheiten für den Inhalt ihrer Mythologie oder Zeugnisse für eine früher vorhandene, aber allmählich zerfallene Mythologie ansprechen. Auf je primitiverer Stufe wir die erzählende Dichtung eines Volkes antreffen, desto deutlicher zeigt sie den Charakter des Märchens, desto weniger den der Sage und des Mythos, wie ihn das Epos späterer Zeit aufweist. Darum ist es „von vornherein wahrscheinlicher, dass auch hier nicht das Kleine aus dem Grossen, sondern das Grosse und Erhabene allmählich aus kleinen Anfängen entstanden sei, wobei natürlich gelegentliche Umkehrungen, die bei allen Entwicklungserscheinungen vorkommen, nicht grundsätzlich von der Hand zu weisen sind.“¹³) Ein weiterer wichtiger Punkt wird von der Theorie, die im Märchen den letzten Ausläufer der dichtenden Volksphantasie sieht, zu wenig berücksichtigt: es ist leichter für ein Märchen, sich an Zeit, Ort und Personen zu binden, als für eine Sage, die Erdschwere der Geschichte abzustreifen und mit der Aufnahme weiterer phantastischer Elemente den Fittich anzulegen zu freiem Ätherflug. Die oben dargelegten tiefgreifenden Unterschiede in der inneren Stilform der beiden Dichtungsgattungen verbieten das Zusammenwerfen wie die Ableitung der einen aus der andern durchaus.

Zum Beweis für ihre Theorie diene den Grimms das Märchen vom Dornröschen, das dann auch das klassische Beispiel für diese Richtung geblieben ist: es sei das Ausklingen des Mythos von der Walküre, die vom Gotte Odhin mit dem Schlafdorn gestochen den Zauberschlaf schläft in der Waberlohe, bis Sigurd sie weckt. Vom Göttermythos der Edda,

¹³ Wundt, a. a. O. S. 329.

deren wahren Charakter als skandinavischer Kunstdichtung des sich zersetzenden Heidentums Jacob Grimm ohnehin ganz misskannte, da er sie mit uraltem gemeingermanischem Volksglauben gleichsetzte, führt ihnen der Weg zum Märchen über die Heldensage des Nibelungenliedes. Die Brüder Grimm bewahrte ihr feines Gefühl vor allzu radikaler Verfolgung ihrer Hypothese, über die sich bei Kulturvölkern ja schon reden lässt. Um so gründlicher aber fielen die meisten ihrer Nachfolger dem Fluche der Lächerlichkeit anheim: überall stöberte man nach Resten von Göttermithen, in jedem Rotbart des Märchens witterte man den Gott Thor, in jeder Ziege eins der Tiere seines Gespanns, in jeder Schlange den scheusslichen Midgardwurm. Freilich lässt sich mit Analogien alles beweisen und darum gar nichts.¹⁴⁾

Die Herleitung des Märchens vom Mythos ist also ein Fehlschlag. Nun sind aber unverkennbar im Mythos seinerseits Märchenmotive zu finden. Diese sucht man seit einigen Jahren systematisch zu erforschen; ein schöner Anfang ist gerade mit der Edda gemacht worden,¹⁵⁾ und weitere Arbeiten dürften noch mehr Klarheit in das Verhältnis bringen.

Wir kommen zu der Fabel, die nicht etwa mit dem Tiermärchen zu verwechseln ist, denn dieses ist wie alle Märchen nicht lehrhaft, sondern nur amüsant. Tiere treten ohnehin im Märchen handelnd auf, und so fällt zuweilen die Rolle, die in einem Märchen ein Mensch spielt, in einer Variante einem Tiere zu.¹⁶⁾ Auf primitiven Kulturstufen stehen in der bildenden Kunst Mensch und Tier völlig gleichwertig nebeneinander, oder es werden dem Tiere sogar höhere

¹⁴ Was soll man zu einer Deutung wie folgender sagen: „Die untergehende Abendsonne, die rote Kappe im Walde, das Rotkäppchen, von wem wird sie verschlungen? Von der Nacht, vom Wolf.“?? Extreme Verfechter der Theorie befördern den Schützen Tell zum Frühlings- und Sonnengotte, der mit seinen Pfeilen = Strahlen den grimmen Wintertyrannen Gessler niederstreckt; König Artus zum Sonnengott und die Ritter der Tafelrunde zu den zwölf Zeichen des Tierkreises; — wer weiss, wie bald Bismarck ebenfalls dahin aufrückt, die berühmten drei Haare versinnbildlichen dann Osten, Süden und Westen; im Norden scheint die Sonne nicht, *ergo* ist kein viertes da. Deutscher Sprachgebrauch freilich würde in diesem Falle das Avancement zum Mondgott eher nahelegen. Übrigens hat auch der Mond seinen treuen Kämpen gefunden, dem Dornröschen, Sneewittchen und alle andern Märchengenossinnen nicht Sonnen- sondern Mondgöttinnen sind, so dass man von seinem Hauptwerk boshaft parodistisch gesagt hat „Du siehst mit diesem Trank im Leibe Selenen bald in jedem Weibe.“

¹⁵ Friedrich von der Leyen, *Das Märchen in den Göttersagen der Edda*. Berlin 1899.

¹⁶ Beispiele des Tiermärchens sind in der Grimmschen Sammlung „Katze und Maus in Gesellschaft“, „Der Wolf und die sieben jungen Geisslein“; eine Spielart mit nur leblosen Gestalten „Strohalm, Kohle und Bohne“.

Eigenschaften zugeschrieben, besonders wo, wie bei den Indianern Nordamerikas, totemistische Anschauungen herrschen. Die beste Darstellung vom Wesen der Fabel gibt wiederum Wundt (a. a. O., S. 345 f.); sie sei vollständig hierhergesetzt: „Indem die auffallenden physischen Unterschiede der Tiere, dann aber auch die ihrer Lebensgewohnheiten und ihrer Charaktere die Aufmerksamkeit fesselten, regten solche Unterschiede in besonderem Masse zu einer Art von freilich primitivem, aber doch relativ verständigem Nachdenken an, das der Tierfabel von dem Augenblick an, wo wir sie in ihren endgültigen Formen auftreten sehen, gegenüber dem Märchen den Charakter der Nüchternheit gibt. Damit zusammenhängend gestaltet sich dann auch durchweg die Komposition der Fabel wesentlich einfacher. Von den unendlichen Variationen und Verknüpfungen verschiedener Stoffe, die uns im Märchen begegnen, ist in ihr wenig zu spüren. Je mehr sie einen fest bestimmten einheitlichen Zweck verfolgt, um so mehr schliesst dies ja von selbst ein Abschweifen auf heterogene Motive aus. So gewinnt aus diesen psychologischen Bedingungen heraus die Tierfabel die zunächst widerspruchsvoll erscheinende Eigenschaft, dass das ganz nach Menschenart handelnde Tier an sich der gewöhnlichen Phantastik des Märchens entspricht, dass aber auf dieser Grundlage eine einfache, durchaus nicht phantastische, sondern verstandesmäßige Form der Erzählung entstehen kann. Je reiner sich die Tierfabel in dieser Richtung entwickelt, um so mehr streift sie daher namentlich auch den Zauberspuk des Märchens von sich ab. Nachdem sie einmal die Tiere handelnd und redend eingeführt hat, lässt sie diese durchaus im Geiste vernünftig überlegender Menschen und im wesentlichen ohne die Hilfe von Wunder und Zauber handeln. So begreift es sich, dass die Tierfabel allem Anscheine nach die älteste einheitlich in sich abgeschlossene und durch einen klar bestimmten Zweck zusammengehaltene Dichtgattung ist. Es erklärt sich daraus aber wohl auch die andere Tatsache, dass sie noch weit mehr als das Märchen grosse Länderstrecken durchwandert, und dass sie bei diesen Wanderungen verhältnismässig viel mehr ihren ursprünglichen Inhalt bewahrt, so dass wir heute noch in den Tierfabeln der Hottentotten und anderer afrikanischer Stämme zum Teil bis ins kleinste dieselben Stoffe wiederfinden, die uns in der äsopischen Fabel der Griechen, in den indischen Fabelerzählungen und dann in dem Tierepos des Reineke Fuchs begegnen.“¹⁷⁾

(Schluss folgt.)

¹⁷ Ein bedeutsamer Unterschied zwischen Märchen und Fabel liegt in der Art des Vortrags: das Märchen verlangt weiche, warme Stimme mit beträchtlichen Intervallen; die Fabel, als Produkt des Verstandes, helle, harte Stimme mit viel geringeren Intervallen. Auch im Umfang liegt ein erheblicher Unterschied; wenn die Fabel in unseren ersten Schulbüchern selten eine halbe Seite einnimmt und das Märchen immer mehr, so ist das kein Zufall. Gegenüber

„Was ist denn ein Philister?“ Im 7. Heft des Kunstwarts (Verlag von Gg. D. W. Callwey in München, vierteljährlich 4 M.) antwortet Ferdinand Avenarius so: „Fühlen tun wir das alle, so schnell das Wort auftaucht, aber mit einem klaren Begriff ist die Frage nicht ebenso schnell beantwortet. Das konnte ich einmal zum Erstaunen deutlich in einem Diskussionsklub sehen. Es waren sehr feingebildete Gelehrte und Künstler und waren auch ganz ungewöhnlich gescheite Männer dabei, aber wir mühten uns doch mehrere Stunden lang um eine Bestimmung, die mehr gäbe, als ein klingendes Wort. Endlich einigten wir uns dahin: „Unter Philistern verstehen wir Menschen, deren Entwicklung frühzeitig stillsteht, so dass ihr Geist Neues nicht mehr verarbeiten kann.“ Ich weiss nicht, ob diese Definition allen Anforderungen genügt, kenne aber auch heute noch keine bessere. Wir wissen alle, dass nicht die schnellste, sondern die am längsten anhaltende Entwicklung das Erreichen der relativ höchsten Entwicklungsstufe wahrscheinlich macht. Wunderkind zu sein, stellt keine gute Prognose, trotz Mozart und anderen scheinbaren Ausnahmen. Wir haben wohl alle schon oft gesehen, wie langsamere, aber „zähe“ Geister mit ihren Leistungen Talente überholen, die wir im Anfang höher einschätzen mussten, als sie. Nur dürfen die Unterschiede der Begabung nicht gar zu gross sein, natürlich, denn die Begriffe sind ja hier relativ: ein kluger Mensch, der sich schnell entwickelt, wird auch zehn Jahre später noch gescheiter sein, als ein dummer, der langsam vorwärtskommt. Immerhin wird der Unterschied der Leistungen dann geringer sein. Der Langsamere nimmt einerseits schwerer auf und fühlt andererseits die Hemmungen stärker, gerade dadurch aber verarbeitet er gründlicher, er „erfährt“ besser, und so „erzieht er sich“ unfreiwillig gründlicher. Je länger je mehr kommt ihm die grössere Gediegenheit seines Erfahrungsschatzes als geistiges Kapital zugute. In irgend einem Jahre nun hört die Fähigkeit des Geistes auf, Neues so zu assimilieren, dass es wieder zu einem Arbeits-, zum Verarbeitungsmittel wird. Oft erst spät, wir kennen ja Menschen, die bis ins späte Greisenalter hinein noch immer Neues verarbeiten konnten, so dass es zweifelhaft erscheint, ob bei ihnen jener Stillstand überhaupt eintrat. Er braucht ja auch nur „partiell“ zu sein, und es ist klar, dass bei diesen Funktionen wie bei allen des Leibes und der Seele die Übung die beste Verbürgerin weiterer Erhaltung und Entwicklung ist. Oft aber kommt der Stillstand auch früh.

der Zwecklosigkeit des Märchens ist die Fabel ausgesprochen lehrhaft; und zwar will sie nicht Moral, sondern lediglich Lebensklugheit lehren. Aus eben diesem Grunde ist es auch leicht, eine Fabel zu travestieren, was beim Märchen äusserst schwierig ist. Und ebenso erklärt es sich, dass es viel leichter ist, eine Fabel zu schreiben als ein Märchen zu dichten; so hat z. B. Lessing eine ganze Reihe vorzüglicher Fabeln geschrieben, aber ein Märchen hätte er nicht zu schreiben vermocht, selbst wenn er es je gewollt hätte.

Dazu wird, abgesehen von organischen Ursachen des Aufhörens und Rückbildens, deren Besprechung nicht hierhergehört, sehr wesentlich der Mangel an Übung mitwirken, denn nicht geübte Organe verkümmern bekanntlich. Je nachdem, was man übt und was nicht, wird man so Philister auf einem Gebiet und Vorwärtstreiber auf einem anderen sein können. Gewöhnlich, ohne dass der mit anderen Dingen beschäftigte Geist die Verluste da drüben bucht. Aber man kann sie auch merken und, etwa abgesetzt in stumpfsinnige Umgebung, sein eigenes „Versauern“ beklagen.“

Berichte und Notizen.

I. Die 26. Jahresversammlung der Modern Language Association zu Princeton.

Die 26. jährliche Versammlung der Modern Language Association fand am 28., 29. und 30. Dezember des letzten Jahres in Princeton, N. J., statt. Die Versammlung war ausserordentlich gut besucht; über 200 Mitglieder und Gäste hatten sich eingefunden.

Präsident Woodrow Wilson eröffnete die erste Sitzung mit einer herzlichen Ansprache, worin er die Versammlung im Namen der Universität Princeton willkommen hiess. Nachdem die gewöhnlichen Routinegeschäfte erledigt waren, kam der wissenschaftliche Teil zur Geltung. Von Interesse für Germanisten waren die Vorlesungen von Dr. Karl Jessen (Bryn Mawr) über *die symbolische Bedeutung von Goethes Homunculus*, von Prof. Charles Kulmer (Syracuse) über *Pössneck und Hermann und Dorothea*, von Prof. Camillo von Klenze über *die Stellung Amerikas in der europäischen Literatur*.

Es wird mit jedem Jahre klarer, dass der gesellige Teil dieser Zusammenkünfte wichtiger ist als der literarische. Die Gelegenheit, alte Kollegen wieder zu sehen oder neue kennen zu lernen, — das ist es, was die meisten Besucher anzieht. Und das ist ganz recht. Princeton hatte auch mit grösster Liberalität dafür gesorgt, dass die Besucher sich zu Hause fühlten. An Festlichkeiten zu Ehren der Gesellschaft fehlte es nicht. Am Montag Abend, nachdem der Präsident der Association, Prof. Warren (Yale), eine Ansprache über die Bedeutung des Studiums des mittelalterlichen Lateins gehalten hatte, gab Präsident Wilson den Mitgliedern und Gästen einen Empfang in seinem Hause. Am Dienstag Mittag wurden dieselben von der Universität im Trophäensaal des Gymnasiums gastlich bewirtet, und am Abend desselben Tages fand der grosse *Smoker* statt, und zwar in der Princeton Inn. Ex-Präsident Francis L. Patton war der Festredner und entfesselte durch seine humorvolle, gedlegene Ansprache einen wahren Belfallssturm. Zum grössten Ergötzen der Anwesenden erzählte dann Prof. von Klenze die berühmte Geschichte, wie er Doktor wurde. Noch spät nachts waren die Mitglieder fröhlich bei Lied und Scherz versammelt. Auch für die Damen war gesorgt, — sie wurden um dieselbe Zeit im Hause des Herrn Professor Vreeland empfangen. Obgleich selbst nicht anwesend, darf ich doch getrost behaupten, dass dieser Empfang nicht so lange dauerte wie der *Smoker* in Princeton Inn.

In der Geschäftssitzung am Mittwoch Morgen, dem 30. Dezember, kamen verschiedene wichtige Berichte zur Besprechung. Ein Beschluss behufs Einführung eines mündlichen Examins neben dem schriftlichen wurde abgelehnt; eine dahinzielende Empfehlung wurde jedoch angenommen. Als Beamte für dieses Jahr wurden erwählt Prof. Marion Dexter Learned (Pennsylvania), Präsident; Prof. C. H. Grandgent (Harvard), Sekretär; William G. Howard (Harvard), Schatzmeister. In etwaiger Abwesenheit des Sekretärs wurde der Schatzmeister ermächtigt, das Sekretariat zu übernehmen.

Arthur F. J. Remy,

Columbia University, N. Y.

II. Korrespondenzen.

Cincinnati.

„Vom ersten Tage an, seit unser reduzierter Schulrat im Amte ist, hat er seine Verhandlungen hinter verschlossenen Türen abgehalten, trotzdem das Gesetz vorschreibt, dass die Sitzungen öffentlich sein sollen. Allerdings haben nach den geheimen immer öffentliche Sitzungen stattgefunden; aber nur die Mitglieder, die den geheimen Beratungen beigewohnt hatten, konnten die Geschäfte verstehen, die in den offenen Sitzungen verhandelt wurden.“ In diesen Worten machte der Berichterstatter einer hiesigen deutschen Zeitung seinem berechtigten Ärger über das absonderliche Gebaren unseres siebenköpfigen Schulrates Luft. In derselben Sitzung dieser Behörde, die den reporterlichen Ärger verursachte, donnerte der Anwalt einer entlassenen Lehrerin folgendermassen los:

„Wir leben nicht in Russland und nicht in China, sondern in einem freien Lande, und wenn Sie, meine Herren, sich jetzt weigern, mich anzuhören, so werden Sie gezwungen werden, mir im Gericht Rede und Antwort zu stehen.“

Hoffentlich brüten unsere „Geheimen Schulräte“ in ihren heimlichen Sternkammer-Sitzungen für Schule und Lehrerschaft niemals etwas Schlimmes aus, sonst möchten sich die „Geheimen Sieben“ am Ende als „Böse Sieben“ erweisen. Etwas verdächtig und beängstigend ist die Geheimnistuerei hinter verschlossenen Türen immerhin — ehrliche Beratungen zum Wohle der Schulen brauchen das Licht der Öffentlichkeit nicht zu scheuen! Allein die Behörde mag nun in Zukunft alle ihre Sitzungen öffentlich abhalten, die wichtigsten Angelegenheiten werden doch nach wie vor entre nous verhandelt werden.

In einem sehr wenig benutzten Park einer unserer Vorstädte wird demnächst

eine sogenannte Waldschule für schwindsüchtige Kinder errichtet werden. Es sind dafür drei kleine Schulhäuser geplant, und die Kinder sollen so viel wie möglich in den dafür angelegten Blumen- und Gemüsegärten beschäftigt werden. Eine sehr lobenswerte Einrichtung!

Die letzte Woche des Januar war für das hiesige literarische Deutschtum eine Gala-Woche; denn da hielt der illustre Austausch-Professor Eugen Kühnemann von der Universität Breslau sechs denkwürdige Vorträge über Schiller und Goethe. Mochte man auch in der Beurteilung der beiden Dichterfürsten und ihrer Werke manchmal anderer Ansicht sein als der Vortragende — z. B. in bezug auf Goethes „christianisierte“ Iphigenie — über die Beredsamkeit des Herrn Professor, der seine Zuhörer über eine Stunde in atemloser Spannung zu halten verstand, herrschte nur eine Stimme — wunderbar! Unsere Universität, unter deren Auspizien die Vorlesungen stattfanden und dazu freien Eintritt gewährte, verpflichtete damit alle Literaturfreunde zu grossem Danke.

Die Februar-Versammlung des Deutschen Lehrervereins hatte den Charakter einer Lincoln-Feier, wenigstens soweit das Thema des Vortrags in Betracht kam. Herr Carl Pletz, Lokal-Redakteur des Cin. Volksblattes, war der Vortragende. Er sprach über Lincoln und war bestrebt, ein Charakterbild von Lincoln zu entwerfen, dabei hervorhebend, dass die kritische Forschung jetzt erst eingesetzt habe und heute noch niemand imstande sei, ein abgeschlossenes Bild von unserem Märtyrer-Präsidenten zu entwerfen. Lincoln, der Besten und Grössten einer, sei gestorben und mit ihm sein Werk. Durch die politischen Verhältnisse hatte sein Werk nicht fortgesetzt werden

können, und darum habe die Rekonstruktion den Verlauf genommen, den sie leider genommen habe und worunter wir heute noch zu leiden hätten. Der Vortrag wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Ein Sopransolo des Frl. Adele Angert, ein Pianoso des Herrn Clifford Spicker, sowie zwei Duetts für Violine und Piano durch die Herren Arthur Dondero und Clifford Spicker vervollständigten das Programm. In der Geschäftssitzung wurden die Damen Marie N. Harff, Rosa Schultz und Emma Andresen zur Mitgliedschaft erwählt.

Da man das Washington Geburtstag-Bankett des Lehrervereins dieses Jahr wegen der öffentlichen Lincoln-Feier ausfallen liess, so soll im Monat März oder April eine gesellige Zusammenkunft mit Abendessen und Tanzkränzen abgehalten werden. Der Vorstand wurde mit den nötigen Vorkehrungen dafür betraut. Solche Unterhaltungen im eigenen Kreise sind aufs herzlichste zu begrüssen und sollten jedes Jahr stattfinden, damit die Jugenderzieher in ihrem mühevollen und oft eintönigen Berufe nicht vertrocknen und versauern.

Herr Oberlehrer Theodor Meyer feierte am 4. d. M. im engsten Freundeskreise bei bestem Wohlbefinden seinen 70. Geburtstag. Dem allbeliebten jovialen und lebensfrohen Geburtstagskinde wurden von Nah und Fern, schriftlich und telephonisch, die herzlichsten Glückwünsche von seinen zahlreichen Freunden übermittelt. (Auch wir schliessen uns diesen Glückwünschen aufs herzlichste an und geben unserer besonderen Freude über die vollständige Genesung des Geburtstagskindes nach langem Krankenlager Ausdruck. D. R.)

E. K.

Milwaukee.

Zu einer eigentümlichen Ansicht betreffs der Lehrersaläre bekennt sich Herr P. J. Noer, in Wabeno, Wis., sesshaft, seines Amtes Sekretär des dortigen Schulrats. Seines Erachtens brauchte man nur von den Lehrern einen höheren Bildungsgrad zu verlangen, und die Saläre würden von selbst in die Höhe gehen. Lehrern, welche den an sie gestellten Anforderungen nicht entsprechen, verweigert man einfach das Zertifikat — meint Herr Noer naiv — und wartet, bis einer kommt, der die verlangten Kenntnisse aufweisen kann. Der logische Schluss zu dieser Philosophie wäre also: Meldet sich aber keine qualifizierte Lehrkraft, so schliesst man einfach die Bude zu. Wir fürchten, dass der Weise von Wabeno sich da ein Kar-

tenhäuschen aufgebaut hat, welches bei dem kleinsten Windstosse umstürzen dürfte.

Um sein politisches Renommee zu stärken, versucht unser Herr Bürgermeister dem Finanzkomitee glaubhaft zu machen, dass es notwendig sei, die dem Schulrat zukommenden Bewilligungen erheblich zu beschneiden, damit einige angeblich sehr notwendigen Brückenreparaturen vorgenommen werden können. Der Schulrat ging jedoch auf den Leim nicht ein, sondern bewirkte, dass eine der betreffenden Brücken durch einen Sachverständigen untersucht wurde. Dabei stellte es sich heraus, dass die Brücke für jeden Verkehr vollkommen sicher ist. Somit ist die für diesen Zweck verlangte Ausgabe von \$150,000 vorläufig nicht als unumgänglich notwendig zu betrachten. Auch die Behauptung des Bürgermeisters, dass unser Schulrat sich nicht der nötigen Sparsamkeit befleißige, ist glänzend widerlegt worden. Die eingesammelten statistischen Zahlen ergeben die Tatsache, dass die öffentlichen Schulen Milwaukee einen bedeutend geringeren Kostenaufwand erheischen als die meisten Städte von derselben Grösse. Man ist gespannt auf den nächsten Schachzug unseres gewitzten Stadtoberhauptes.

In der Januarsitzung der deutschen Lehrer verlas Herr Julius Rathmann eine äusserst gediegene Arbeit über die Weckung, Entwicklung und Stärkung des Lautbewusstseins als Grundlage für den Lese- und Rechtschreibeunterricht. Die Arbeit ist gewissermassen als Einleitung zu einer Fibel zu betrachten, mit deren Ausarbeitung ein Lehrerkomitee unter dem Vorsitz Herrn Rathmanns seit längerer Zeit beschäftigt gewesen ist. Soweit man nach dem allgemeinen Umriss urteilen kann, ist die Aufgabe in höchst zufriedenstellender Weise gelöst worden, und wird das Buch demnächst im Druck erscheinen. Die Fibel ist nach streng genetischen Grundsätzen aufgebaut worden, und man merkt auf jedem Schritt die Hand eines erfahrenen Methodikers und geschulten Erziehers.

Seit dem Amtsantritt Prof. Leo Sterns als Supt. des deutschen Unterrichts der städtischen Schulen herrscht unter den deutschen Lehrern ein reger, schaffensfreudiger Geist. Was wir an unserem Vorgesetzten besonders schätzen ist seine strenge Unparteilichkeit und Aufrichtigkeit, sowie seine gründliche Kenntnis der Schularbeit auf allen Unterrichtsstufen. Der Verein

deutscher Lehrer lies es sich denn auch nicht nehmen, das 25jährige Amtsjubiläum des Herrn Stern würdig zu begehen. Die Feier fand am 23. Januar in der Aula des Lehrerseminars statt und verlief in einer sehr harmonischen Weise. In Anerkennung seiner Verdienste wurde Herrn Stern von den deutschen Lehrern eine goldene Taschenuhr überreicht.

C. M. P.

Newark, N. J.

Dass in Amerika der menschliche Unternehmungsgeist mit der in den riesigsten Formen sich gefallenden Natur wetteifert, zeigt sich auch auf dem Gebiete des Schulhausbaues. Wohl in keinem Lande der Welt gibt es so viele grosse Schulsysteme, wie in dem Dollarlande, wo man doch auf Sparsamkeit wenig Rücksicht zu nehmen brauchte. Denn Sparsamkeit ist ja doch wohl der Hauptgrund zur Errichtung von Massenschulen. Das hat man den Yankees sogar in Deutschland bereits abgeguckt, wo man es hier und da auch schon bis zu recht ansehnlicher Klassenzahl gebracht hat. Man hat dort aber bereits eine Gefahr für die erzieherische Wirksamkeit der Schule darin erblickt, die unter anderem auch darin besteht, dass bei einer zu grossen Klassenzahl die Direktoren den einzelnen Schülern gegenüber ihren persönlichen erzieherischen Einfluss wenig zur Geltung bringen können. So heisst es z. B. in einem Berliner Ministerial-Erlass vom 19. November 1908: „Die königlichen Regierungen werden dahin zu wirken haben, dass die übergrossen Schulsysteme möglichst verkleinert werden, damit der Rektor in der Lage bleibt, wenigstens 12 bis 14 Stunden persönlich erteilen zu können.“

In Newark wird in Kürze die alte Morton St. Schule infolge wiederholten Anbaues 45 Klassenzimmer aufweisen und somit die klassenreichste Schule nicht nur der Stadt, sondern des ganzen Staates sein. Ausserdem wird sie enthalten einen grossen Hörsaal, einen Turnsaal, einen Zeichensaal, eine Werkstätte für Knabenhandarbeit, ein Nähzimmer, eine Küche mit Speisesaal, ein Amtszimmer für den Prinzipal, ein Privatzimmer für die Lehrerinnen etc. Unter dem „etc.“ wolle man indessen nicht etwa auch Schwimm- oder Douchebad verstehen, womit einzelne Schulhäuser in Deutschland, z. B. in Frankfurt a. M., ausgestattet sind. Immerhin darf man sagen, dass es sich die Stadt Newark mit ihren 60 Schulen etwas kosten lässt, um möglichst ideale Schul-

häuser hinzustellen. Um jährlich etwa 1000 Dollars zu sparen, wird die Morton St. Schule eine eigene elektrische Lichtanlage erhalten. Der die Elektrizität erzeugende Dampf wird zugleich als Heizkraft für die Schulräume benutzt werden.

An der Morton St. Schule, die früher hauptsächlich von Kindern deutscher Eltern besucht wurde, war 32 Jahre lang der populärste Prinzipal von Newark, Joseph Haynes, tätig. Seiner Popularität hatte er es zu verdanken, dass er dann 5 Mal nacheinander, jedesmal auf zwei Jahre, zum Mayor der Stadt gewählt wurde. Unter Clevelands zweitem Termin wurde er hierauf Postmeister in Newark. Das war zur Zeit des Lehrertages 1894, an dem er lebhaften Anteil nahm. Er liess zur Bequemlichkeit der Besucher des Lehrertages in der Turnhalle, dem Hauptquartier der Gäste, ein Zweigpostamt errichten, das zu Ehren des Präsidenten des Lehrertages den Namen „Station von der Heide“ erhielt. Natürlich fehlte der Postmeister Haynes auch nicht bei dem Kommers. Er fühlte sich, obgleich er nicht deutsch verstand, in deutschen Gesellschaften immer am wohlsten und erhielt deshalb von seinen Gegnern den Spitznamen „Picnic Joe“. Die Alumnus der Morton St. Schule haben jetzt beschlossen, ihrem verehrten, vor etwa 10 Jahren verstorbenen Lehrer ein Erinnerungszeichen zu widmen. Man sprach schon von einem Standbilde in einem der öffentlichen Parks Newarks. Vielleicht begnügt man sich auch mit einer in der Morton St. Schule aufzustellenden Büste.

In dieser Schule befindet sich jetzt nur noch ein sehr kleiner Prozentsatz von Kindern deutscher Abstammung, dagegen ein ungeheurer Prozentsatz von Kindern neueingewanderter Juden. Eine kürzlich auf Anordnung der Einwanderungskommission in den Schulen vorgenommene statistische Aufnahme ergab auch in Newark ein interessantes Resultat. Nicht weniger als 44 Nationalitäten waren vertreten, darunter 7 Chinesen, 5 Japanesen, 4 Ägypter, ein Türke und ein Suave. Unter den Kindern eingewanderter Eltern bilden das jüdische, das deutsche und das italienische Element den Hauptbestandteil, da die Zahl derselben in runden Summen resp. 9, 6 und 5 Tausend beträgt. Negerkinder gibt es 1172. Die Zahl der amerikanischen Kinder weisser Rasse, das sind alle die, deren Eltern hier geboren sind, beträgt 17,329. Waschechte Amerikaner, d. h. Nachkommen von den Pilgrimvatern, dürften wohl kaum noch

vorhanden sein. Die Einwanderungskommission möchte auch gern wissen, ob die Schulbildung amerikanischer Kinder durch die eingewanderte Jugend erschwert und verzögert werde. Unser Schulsuperintendent, Dr. Poland, hat sich bereits mündlich dahin geäußert, dass in dieser Beziehung kein Grund zur Klage vorliegt, und dass die Kinder von Ausländern fleissige, lernbegierige und gute Schüler seien. Wenn daher beabsichtigt werde, einen Grund zur Beschränkung der Einwanderung zu finden, so müsse ein solcher schon auf anderem Gebiete gesucht werden.

In Betreff der eben erwähnten Turnhalle an William St. soll noch daran erinnert werden, dass sie in der Nacht vom 1. zum 2. Juni 1907 durch Feuer zerstört wurde, wobei leider der Hausverwalter mit Frau und Kind in den Flammen umkam. Die Versicherungssumme von \$14,000 reichte gerade hin, um die auf dem Grundstück lastende Hypothek zu decken. Unter grossen Schwierigkeiten ist es endlich gelungen, eine schönere und grössere Halle aus der Asche neu entstehen zu lassen und im Herbst vorigen Jahres zu vollenden.

Freunden und Bekannten des Herrn von der Heide, welcher vor länger als Jahresfrist als Direktor der Coe's Place Schule zurückgetreten war, sei noch mitgeteilt, dass derselbe im vorigen Herbst einem Rufe als Lehrer fürs Deutsche an die öffentliche Schule in Carlstadt gefolgt ist.

H. G.

New York.

Die monatliche Versammlung des Vereins deutscher Lehrer von New York und Umgegend war der Feiertage halber auf den 9. Januar verschoben worden. Der Vorsitzende, Dr. Rud. Tombo, sen., eröffnete dieselbe mit einer kurzen Ansprache, worin er den anwesenden Mitgliedern die herzlichsten Glückwünsche für das neue Jahr, in dem der Verein sein 25-jähriges Jubiläum feiern wird, entgegenbrachte. Hierauf erstattete Schriftführer Dr. Hoelper Bericht über die kurz vorher in denselben Räumen abgehaltene Sitzung des Ortsausschusses für den 37. Lehrertag, woraus hervorging, dass die Vorbereitungen eifrig im Gange sind, und dass bereits die wichtigsten Schritte getan sind, um der Veranstaltung Glanz und Würde zu verleihen.

Nach Erledigung der laufenden Geschäfte hielt Herr Dr. A. W. Porterfield

vom Barnard College einen Vortrag über „Petrarca in der deutschen Literatur.“ Er begann mit einer kurzen aber recht anschaulichen Biographie dieses Dichters, in der er auch die Persönlichkeit seiner „Laura“, an die seine Sonette gerichtet sind, nach den neuesten Forschungen eingehend beleuchtete.

Nach zwei Richtungen macht sich Petrarca's Einfluss auf die deutsche Literatur geltend. Als Wiedererwecker der klassischen Studien und Vater des Humanismus lenkte er das deutsche Geistesleben auf neue Bahnen, was zur Folge hatte, dass die deutsche Literatur einen gewaltigen Aufschwung nahm. Als Erfinder des Sonetts schuf er eine Dichtungsform, von der fast jeder deutsche Dichter seit dem 16. Jahrhundert mehr oder weniger Gebrauch gemacht hat. Freilich waren die ersten Versuche auf diesem Gebiete wenig erfolgreich; erst Bürger ist es gelungen, echt deutsche Sonette zu dichten. Auch Goethe nahm sich Petrarca zum Muster, und A. W. Schlegel machte Petrarca's Sonette dem deutschen Publikum durch eine Übersetzung zugänglich.

Welch grosser Beliebtheit sich Petrarca unter den deutschen Poeten erfreute, zeigen vor allem die zahlreichen Petrarca-Dramen, die sein eigenartiges Verhältnis zu „Laura“ zum Gegenstand haben. Das beste dieser Dramen wurde von Immermann verfasst. Der Redner ging näher auf diese Dichtung ein und wies auf die mannigfaltigen Schönheiten derselben hin.

Wenn auf diese Weise das literarische Deutschland vieles von Italien empfangen hat, so hat es durch seine klassischen Dichter die Schuld wieder reichlich vergütet. Ein ähnliches Verhältnis besteht z. Z. zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten, und es dürfte dieser geistige Güteraustausch wohl beiden Nationen zum grossen Segen gereichen.

Nach Schluss des Vortrages liess der Redner einen gut erhaltenen Band von Petrarca's Gedichten, der 1541 in Venedig im Druck erschienen war, unter der Zuhörerschaft zirkulieren. Derselbe stammte aus der Bibliothek eines früheren italienischen Konsuls in New York. Da die Zeit schon weit vorgerückt war, musste sich die Debatte auf einige sachliche Punkte beschränken. Herr Josef Winter machte unter anderem darauf aufmerksam, dass die Sonette von Platten und Rückert zwar der Form aber nicht dem Wesen nach auf italienische Muster zurückgehen.

L. H.

III. Umschau.

Die mit dem neuen Jahre erscheinenden Mitteilungen des Deutsch-amerikanischen Nationalbundes haben ihre Reise in die Welt angetreten. Diese Mitteilungen sollen allmonatlich der Tagespresse sowie den Vereinen und Zweigvereinen zugehen, die alle ersucht werden, die jeweiligen Nachrichten weiter zu verbreiten. Die Januarnummer berichtet über die Ernennung der Ausschüsse, über die Beiträge zum Pastoriusdenkmalfonds und ruft die Frauenvereine auf, eine Vertreterin im nationalen Frauenausschuss anzumelden.

Der Jahresbericht des Generalinspektors der französischen Elementarschulen (*Annuaire de l'Enseignement primaire*) liegt uns abermals vor und bietet auch dieses Mal eine grosse Menge des Interessanten aus der französischen Schulwelt.

Ein Dichter in den Reihen des Lehrerbundes. Herr Ferdinand H. Lohmann, Cypress Mill, Blanco County, Texas, hat einen Band Gedichte „Texas-Blüten“ geschrieben, die einen wertvollen Beitrag zur deutschamerikanischen Literatur liefern. Die Gedichte zeichnen sich sämtlich durch ihren stimmungsvollen Gehalt und Schönheit der Form aus. Das Bändchen kann zum Preise von \$1.25 vom Verfasser bezogen werden.

Der Boston Herald hat die humoristische illustrierte Beilage der Sonntagszeitung aufgegeben mit der Begründung, dass ein grosse Zeitung nicht mehr eines Clowns bedürfe, auch hätten diese komischen Beilagen aufgehört, komisch zu sein. Dass man zu der Einsicht endlich gekommen ist, dass in diesen komisch sein sollen den Blättern nur zu häufig das Unglaublichste auf dem Gebiete der Geschmacksverirung geleistet wird, und dass sie keineswegs zur Verfeinerung des Geschmackes beitragen, ist anerkennenswert. Man spricht davon, dass auch New Yorker Zeitungen dem Beispiel folgen werden.

Über den deutschen Kaiser und die deutsche Regierung sprach am 5. Januar vor der Germanistischen Gesellschaft zu New York der bekannte Professor John W. Burgess, s. Zt. erster Roosevelt Professor an der Universität Berlin, gegenwärtig Präsi-

dent der Germanistischen Gesellschaft. Es ist gerade die Angelegenheit, die in jüngster Zeit in allen deutschen Blättern voll Aufregung erörtert wurde, die „persönliche Regierung“, welche der Redner in seinem Vortrag ins Auge fasste.

Seit etwa 40 Jahren hat Prof. Burgess mit Deutschland stets in Verbindung gestanden, hat sich vielfach Jahre lang dort aufgehalten, hat an den Universitäten zu Berlin, Bonn und Leipzig gelehrt und war selten länger als zwei Jahre ununterbrochen von Deutschland abwesend. Solch ein Mann, wenn auch Staatswissenschaftler, kann des Wissens nicht zu viel besitzen, wenn es ihm gelingen soll, sich einen klaren Einblick in die politischen Verhältnisse eines Volkes zu verschaffen; aber selten findet sich auch ein Mann, der, wenn er dieses Verständnis gewinnt, so vorurteilslos und unparteiisch zugleich urteilt, wie dies durch Prof. Burgess geschehen ist. Wir geben hier das Hauptsächlichste:

Das deutsche Volk in allen Lebenslagen ist willensstark, wohlgebildet, warmherzig, gerecht, edelmütig, friedliebend, fleissig und unternehmend, und der Kaiser ist nur der erste im Besitz aller dieser rühmenswürdigen Eigenschaften. Einfach und mässig in seinen Gewohnheiten, ein rück-sichtsvoller Gatte und Vater, ein treuer Freund und Wohltäter, ein guter Christ, ein grosser Staatsmann und Menschenfreund, ein echter Idealist, unermüdlich im Interesse seines Landes und der Erhaltung des Friedens, ist mir nie ein Mann mit schärferem Verstand, mit vielseitigerer Bildung, einem wärmeren Herzen, grösseren Idealen, auf-richtigerer Höflichkeit, wahrhaftigerer Würdigung der Ansichten anderer und einem lebhafteren Verlangen, überall Gutes zu tun, begegnet als der Kaiser. Nicht die Ausdehnung des deutschen Landes ist sein Ziel, sondern vielmehr die höchstmögliche Ausbildung des Handels und Gewerbes von Deutschland, sowie eines geistigen wie materiellen Austausches aller Völker. So ist auch der Gedanke eines Gelehrtenaustausches von ihm ausgegangen.

Was nun die Veröffentlichung jenes Interviews anbelangt, das vor acht Jahren stattgefunden, so sind jedenfalls die Bemerkungen des Kaisers, welche die

Diplomatie und Verwaltung des Reiches betreffen, in ihren befürchteten Folgen von einer interessierten Partei stark übertrieben worden. Sie wurden als Ausflüsse einer „persönlichen Regierung“, d. h. einer willkürlichen, gebrandmarkt, während doch in diesem Sinne eine „persönliche Regierung“ gerade so wenig in Deutschland existiert wie hierzulande. Eine Rede kann doch schwerlich Regierung genannt werden, sie kann höchstens eine Indiskretion sein. Aber selbst hier wäre noch zu unterscheiden zwischen Diskretion im Kleinen und Diskretion im Grossen. Worte und Handlungen eines offenen, selbstdenkenden, impulsiven Mannes sind im weiten Sinne viel eher diskret zu nennen als die aller Talleyrands, besonders wenn sie hervorgehen aus einem vollen Herzen und einem festen Streben nach dem Guten. Die Frage: ist der Mann konsequent? ist dann weit wichtiger als die Frage nach seiner Diskretion.

Jede Regierung ist mehr oder weniger persönlich, selbst unser Präsident ist mit einer persönlichen Machtbefugnis ausgestattet, die im allgemeinen nicht geringer ist als die eines europäischen Fürsten. Eine Volksvertretung jedoch steht dem Kaiser im Reichstag gerade sowohl zur Seite wie dem Präsidenten im Senat und Abgeordnetenhaus. Somit wäre der deutsche Kaiser weiter nichts als der, allerdings erbliche, Präsident der vereinigten Staaten von Deutschland, und eine Monarchie in diesem Sinne darf selbst dem Amerikaner nicht hassenswert erscheinen. —

Der alte Professor muss fort. Vor einigen Wochen hat die Universität von Minnesota beschlossen, dass die Anstellungsverträge der Professoren mit der Vollendung des fünfundsiebzehnten Lebensjahres ablaufen und nicht mehr zu erneuern seien. Vielleicht dass auch andere Anstalten bereits ähnliche Schritte in Erwägung ziehen. Gewiss gehört die Welt der Jugend, wird aber die Bestimmung einer Altersgrenze die Schule wirklich von Greisenhaftigkeit befreien? Gibt es nicht Leute, die bereits mit 50 Jahren und früher noch anfangen, langsam hinüberzuschlummern? Es gibt andere, deren Freude am Leben, am Ehrgeiz der Jugend, an Idealen lange vorüber ist; auch diese müssten fort.

Andererseits finden sich aber rüstige Leute in Menge, die oft mit über 70 Jahren noch unentbehrlich sind; es wäre ungerecht und unüberlegt, in einem solchen Falle auf einer Altersgrenze beste-

hen zu wollen. Gewöhnlich verlangt des Körpers Gebrechlichkeit viel früher nach Ruhe als der Geist, daher wäre es grausam, ihm die volle Arbeit nicht abzunehmen; es wäre aber auch grausam und verschwenderisch zugleich, ihn von der geliebten Arbeit gänzlich abzuschneiden. In Europa und auch hier hat man die Notwendigkeit schon erkannt, etwas ins Leben zu rufen, was zwischen ordinarius und emeritus etwa die Mitte hält. Warum liesse sich nicht in jedem Departement die Stelle eines wissenschaftlichen Beirats schaffen, wie man Rechtsbeistände, ärztliche Berater und technische Berater hat. Studenten und Professoren mögen sich bei ihnen Rats erholen; den ehrwürdigen Herren jedoch bliebe dadurch ein dauerndes Interesse am Leben.

Dem Baltimore Journal vom 14. Januar entnehmen wir den interessanten Jahresbericht des „Unabhängigen Bürgervereins von Maryland“, welcher ganz besonders dazu angetan ist, auch den immer noch zu vielen Kleingläubigen die Augen zu öffnen, die da bezweifeln wollen, dass die Deutschen geeinigt vorgehen können, und geeint auch etwas erreichen. Wir führen nur einige Punkte an:

In der letzten Gesetzgebung mussten wir unsere ganze Macht dem Kampfe der Prohibition widmen. Unsere eingereichten Vorlagen konnten daher nicht die gebührende Berücksichtigung finden. Aber der von uns ausgestreute Samen hat bereits reiche Früchte getragen. So mancher von uns befürworteter Vorschlag hat seine Annahme gefunden. Unter anderen lässt sich erwähnen:

Der Besuch von Kindern in Theatern zweifelhaften Charakters ist polizeilich beschränkt;

Um der verschwenderischen Verausgabung der Gesetzgebung zu steuern, hat der Gouverneur eine Kommission ernannt;

Der Stadtrat hat die Gebühren des Steuereintreibers um die Hälfte beschnitten;

Der General-Staatsanwalt hat die bis jetzt vom Sheriff bezogene Gebühr, wenn sie \$3000 überschreitet, für ungesetzlich erklärt;

Die Richter der obersten Stadtrichtsbank haben in Ermangelung des Vorgehens der Gesetzgebung einige Änderungen im Gerichtswesen getroffen, die den Bürgern und Steuerzahlern zum Vorteil gereichen;

Die von uns befürworteten Anleihen wurden bei der Wahl vom Volke gutgeheissen;

Durch Ernennung unseres Mitgliedes, Herrn Robert M. Rother, wurde der Mayor unseren Wünschen gerecht, und die Deutschen haben jetzt einen fähigen Vertreter in der Schulbehörde;

Die von uns angeregten Änderungen der „Blauen Gesetze“ haben allgemeinen Anklang in amerikanischen Kreisen gefunden;

Der von uns befürwortete Vorschlag, dass Baltimore in der Staatsgesetzgebung eine Vertretung haben sollte, die der Einwohnerzahl angemessen, ist derartig populär geworden, dass zur Zeit von tonangebenden amerikanischen Kreisen die Sache aufgenommen wurde und eine grosse Liga gegründet werden soll, die dieses zur Tatsache machen hilft. Auch werden wir hieran teilnehmen;

Besonders erfreulich ist, zu verzeichnen, dass jetzt der deutschamerikanische Bürger eine regere Teilnahme an der Politik und am öffentlichen Leben nimmt, wie je zuvor.

Hieraus geht auch zur Genüge hervor, dass es nicht die leidige Bierfrage allein ist, für die das Deutschtum kämpft, was uns aber gleichwohl nur zu häufig nicht allein von amerikanischen Wasserheiligen, sondern auch leider von fahnenflüchtigen Landsleuten vorgeworfen wird.

Auch mit der Stiftung eines Stipendiums an unserem Lehrerseminar war der Bürgerverein s. Zt. einer der ersten.

Am 19. Januar veranstaltete die Germanistische Gesellschaft zu Madison, Wis., eine Aufführung von „Wallensteins Tod“ durch die Mitglieder des deutschen Theaters von Milwaukee. Die Vorstellung war dank der Tüchtigkeit der Schauspieler eine vorzügliche, und den Herren vom Ausschuss gebührt für ihre Anstrengungen namentlich in pekuniärer Hinsicht alle Ehre.

Zur Verringerung von Strafen in der Schule gibt ein erfahrener Lehrer nachstehend einige Fingerzeige. Dieselben machen jedoch keinen Anspruch auf Neuheit, es sind vielmehr solche, die allzu leicht übersehen werden:

1. Was du verlangen musst, verlange ganz. Die Jugend widersteht nicht leicht einem festen auf Vernunftgründe gestellten Willen.

2. Erkläre den Schülern so klar wie möglich, was du von ihnen erwartest und wie du es verlangst, und verlasse dich nicht zu sehr auf die Aufmerksamkeit der Schüler. Die Gedächtnis- und

Begriffslehre muss dies besonders beherrzigen.

3. Verliere deine Zöglinge nie aus den Augen. Das Bewusstsein beobachtet zu werden, verhindert manchen Mutwillen. Man braucht nicht alle Schritte zu überwachen; die Beobachtung selbst erfordert Geschick und Erfahrung.

4. Sei immer auf Vergehen gefasst, dann kannst du stets den Fall mit Ruhe behandeln und wirst nicht aufgeregt. Nur zu häufig reizt des Lehrers ungeduldiges Wesen das Kind zu böswilligen Handlungen.

5. Wisse zum voraus jeden einzelnen Fall zu behandeln und zu strafen.

6. Bewahre stets das Gefühl einer wahrhaftigen Liebe zu den Kindern, denn Liebe erweckt Liebe.

7. Betrachte die Fehler und Vergehen der Kinder nicht als moralische Gebrechen, nimm an, dass Gedankenlosigkeit und Schwäche, aber nicht Bosheit Schuld tragen. Misstrauen und Verdacht untergraben diese Liebe und rufen Boshaftigkeit hervor.

8. Sorge, dass in deinem Herzen sich weder Ehrgeiz noch Hochmut einnisten, sie machen dich ungeduldig und heftig.

9. Versuche mit wenig Strafen zurecht zu kommen.

10. Knausere nicht mit deinem Lob, aber verschwende es auch nicht.

11. Suche in den Kindern das Pflichtgefühl zu wecken durch besondere Ermahnungen, worin auf die natürlichen und übernatürlichen Folgen hingewiesen wird.

12. Es ist immer leichter, einem Unfug vorzubeugen als ihn auszurotten, wenn er einmal eingerissen ist; unterdrücke also einen solchen gleich im Anfang.

13. Bestimme deine Kollegen, dass sie in gleichem Sinne mit dir zusammenarbeiten.

14. Bringe den Kindern selber keine Fehler bei, sondern sei ihnen in deinen eigenen Handlungen ein nachahmenswertes Beispiel.

15. Befehl und verbiete so wenig als möglich; beherrsche deine Zunge; viele Lehrer hören sich gerne selbst reden.

16. Übertrage die Überwachung den Schülern selbst.

Herr Wilhelm Schaffrath, der sich im Jahre 1899 das Diplom unseres Seminars erwarb und seit September 1907 als deutscher Lehrer an der South Side High School in Milwaukee tätig war, verlässt diese Stelle im Februar, um als Assistent in die deutsche Abteilung der Staatsuniversität

zu Madison einzutreten und gleichzeitig seine Studien fortzusetzen. Wir bemerken daraus mit Freude, dass unsere Abiturienten immer noch rüstig weiterstreben, ganz im Sinne der bei uns erhaltenen Ausbildung, sich alles Erreichbare der Erfahrung und des Wissens anzueignen.

Über ein interessantes Experiment berichtet „Current Events“. Sei einigen Jahren hat ein Sizilianer namens Antonio Parisi im Italienerviertel von New York Marionettenvorstellungen gegeben. Seine Stücke behandeln meist Vorgänge aus der Zeit und dem Leben Karls des Grossen. Nun ist der Schauspielausschuss des People's Institute auf Herrn Parisi aufmerksam geworden und hat Schritte getan, um das Puppentheater auf seinen Wert als Hilfsmittel beim Geschichtsunterricht zu prüfen. Das Theater soll, in die Nähe von Washington Square verlegt, etwa 600,000 Kindern mit ihren Lehrern zugänglich gemacht werden. Die Schulbehörde der Stadt New York nimmt lebhaften Anteil an dem Unternehmen. Nach der Aussage begeisterter Anhänger des Planes kennen die italienischen Kinder die Geschichte Karls des Grossen „wie ein Buch“ lediglich aus diesen Vorstellungen.

Zwischen Preussen und Frankreich findet seit einigen Jahren ein Austausch von Lehrern an höheren Schulen zur Förderung des fremdsprachlichen Unterrichts statt. Die Regierung beabsichtigt, die gleiche Einrichtung an den Seminaren ins Leben zu rufen. Jüngere Lehrer werden zum Zwecke der Erteilung von Konversationsstunden an französische Seminare entsendet. Die Lehrtätigkeit ist auf täglich 2 Stunden bemessen. Die betreffenden Lehrer sollen in die französischen Lehranstalten au pair eintreten, d. h. sie erhalten ein anständiges Zimmer, Beköstigung an der Tafel der Lehrer, Heizung, Beleuchtung, Wäsche. Der Aufenthalt daselbst soll das erstemal von Januar bis Juli dieses Jahres, später etwa 10 Monate dauern. Als geeignet werden nur solche jüngere Lehrer angesehen, die bereits eine gewisse Vorbildung in der französischen Sprache besitzen und den Wunsch haben, ihre Kenntnisse darin zu erweitern.

Nach einem Vortrage über die Neuordnung der Lehrerbildung von Heinr. Schumann nahm die Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Erziehungswesens in Hamburg folgende Erklärung an:

1. Die Entwicklung des inneren Schulbetriebs vielstufiger grossstädtischer Volksschulen, die in der Freimachung vom methodischen Mechanismus der Lern- und Wissensschule und in der Proklamierung der freien Betätigung der Kräfte in der Arbeits- und Könnenschule besteht, stellt an die Lehrerbildung Anforderungen, denen das Seminar in seiner heutigen inneren und äusseren Organisation nicht gewachsen ist. Die Aufgaben der Lehrerbildung können vielmehr nur auf einer freien pädagogischen Hochschule gelöst werden.

2. Die Mannigfaltigkeit der Bildungsarbeit der späteren Volksschullehrer, besonders auch der notwendige Übergang zum Fachunterrichte in der grossstädtischen Volksschule, bedingt es, dass der bisherige schulklassenmässige Betrieb der Lehrerbildung aufgegeben werde. Alle individuellen Kräfte und Fähigkeiten können nur dann zur höchsten Entfaltung gebracht werden, wenn die pädagogische Hochschule in wahlfreie Abteilungen gegliedert ist.

3. Als Vorbereitungsschule für die also mit akademischer Verfassung auszustattende pädagogische Hochschule kommt nur eine an die Volksschule anzugliedernde, dem Inhalt und Range nach höhere Schule in Frage.

Die neue höhere Mädchenbildung in Preussen knüpft an die weibliche Natur und Bestimmung und an die gegebenen Verhältnisse in Schule und Wirtschaftsleben an und führt besonnen höheren Aufgaben zu. Gewisse Strömungen in der Frauenliteratur hatten in letzter Zeit eine gewisse Bangigkeit geschaffen. Man wollte dort die Grenze zwischen männlichem und weiblichem Wesen geflissentlich verwischen und sah die Frauenbildung einzig von dem Gesichtswinkel aus an: Wie machen wir das Weib wirtschaftlich und gesellschaftlich selbständig? Ein wüster Kampf beider Geschlechter um den Brotkorb wäre die Folge gewesen.

Diese Furcht war grundlos. Es wurde vielmehr die Frage in den Vordergrund geschoben: Was frommt unserem Familienwesen? Erst in zweiter Linie hat man der zunehmenden Ehelosigkeit Rechnung getragen und den Kampf der Frau ums tägliche Brot als einen bestimmenden Grund für die Frauenbildung gelten lassen. Als den natürlichen Beruf des weiblichen Geschlechts sieht man immer noch den der Gattin und Mutter an. Man hofft, dass nur „besonders Geeignete“ den Studienplan wählen werden, der zu den Pforten der Universität führen soll, dass er also eine

Ausnahme bleibe. Die Richtung der Frauenrechtler hat also keinen vollen Erfolg gehabt; sie warf der höheren Mädchenbildung vor, diese sehe „ihre Aufgabe mehr darin, dem Manne eine verständnisvolle Gattin an die Seite zu stellen, als die Frau zu befähigen, selbständige geistige Werte zu schaffen und das Gesamt empfinden mit ihrem seelischen Eigenleben zu durchdringen“. Wir glauben, dass gerade im Familienleben die Frau das Volksleben so beeinflussen kann wie nirgends sonst, und dass sie dort als geistiges Wesen sich voll zu entfalten vermag, und darum bleibt die Frage, wie die Frau ihrer Stellung in der Familie entspreche, zu allen Zeiten die wichtigste.

Nicht jede Frau wird fähig sein, wie einen Johanna von Bismarck das Innenleben ihres Gatten zu beeinflussen; viele werden in der Rolle einer Nora als Puppe des Mannes ihr Leben verbringen und die Ursache werden, dass im Mann die starken Wurzeln des Familiensinnes und dadurch die Saugadern eines gegestigten Charakters vertrocknen und er ein Spielball aller Ausserlichkeiten wird. Das gesamte öffentliche Leben trägt die Spuren des Familienlebens. Bei der Hast und den gesteigerten Anforderungen, die in unserer Zeit das öffentliche und Gewerbsleben an den Mann stellen, ist es um so dringender nötig, dass ihm „die Wärme des heimatlichen Kaminfeuers“ bewahrt bleibe, denn sonst leidet das innere Gleichgewicht, und der öffentliche Verfall naht.

Es ist deshalb dankbar zu begrüßen, dass künftig der weichlichen Gefühlsbildung, dem allein herrschenden Ästhetischen in der Mädchenbildung Schranken gezogen werden sollen. Wenn die „Verstandesbildung und die Erziehung zu selbsttätiger und selbständiger Beurteilung der Wirklichkeit“ zu ihrem Rechte kommen, wenn durch Mathematik und Umgestaltung und Verstärkung des naturwissenschaftlichen Unterrichts künftig etwas Granit und Stahl der weiblichen Lebensauffassung eingefügt werden könnte, so würde die Frau mehr als bisher befähigt sein, am Gedankenleben des Mannes teilzunehmen und diesem eine wirkliche Lebensgefährtin und nicht bloss des Hauses Wirtschaftlerin sein. Es klingt ermutigend für den Volksfreund, wenn als Ziel angegeben wird, das Lyzeum habe „dem inneren Leben heranwachsender Mädchen einen würdigen Inhalt zu geben und vor Verflachung und Veräusserlichung zu bewahren“ durch das Hinführen auf die Gebiete der allgemeinen Wohlfahrts-

kunde, auf Barmherzigkeit und Nächstenliebe.

Auch die Kindererziehung verlangt mehr und mehr. Die Erziehung erfordert mehr Takt und mehr Wissen als früher. Die heranwachsende Tochter und der heranreifende Sohn werden sich nur dann ohne Widerspruch vor der Mutter beugen, wenn sie nicht nur ihr liebendes Herz, sondern auch ihren überlegenen Geist verspüren.

Die Frauenrechtlerinnen sind selbstverständlich mit diesen Auffassungen nicht ganz zufrieden, auch ist ihre Ansicht, die höhere Mädchenschule solle mit öffentlicher Unterstützung auch begabten Schülerinnen der niedrigen Volksschichten geöffnet sein. Man ist aber der Ansicht, dass es der Tochter eines Tagelöhners wenig fromme, wenn sie aus einem Lebenskreise heraus und in einen höheren erhoben wird; in ihrem eigenen Kreise wäre die Bildung eher hinderlich. (Aus der Schule — für die Schule.)

Zur Einheitsschule. Einen kräftigen Schritt auf dem Wege zur Einheitsschule will Kopenhagen tun. Mit dem Beginn des neuen Schuljahres sollen Mittelschulen im direkten Anschluss an die Volksschulen gegründet werden, vorläufig sechs für Knaben und sechs für Mädchen. Zwecks richtiger Verteilung dieser Schulen werden alle Volksschulen nach örtlicher Lage und Schülerzahl in sechs Gruppen geteilt, und zwei Schulen jeder Gruppe erhalten zunächst die unterste Mittelschulklasse, in welche 24 Zöglinge aufgenommen werden können. Den voll entwickelten Mittelschulen können Realklassen aufgesetzt werden. Lehrer und Lehrerinnen der Volksschule sollen zum Unterrichten in Mittelschulen berechtigt sein. So weit ist alles beschlossene Sache. Dazu hat die Schulverwaltung bei der Stadtvertretung beantragt, diese wolle folgendes beschliessen: 1. Das Schulgeld in der Mittelschule beträgt eine Krone monatlich und wird auf begründetes Ansuchen erlassen. (In den Volksschulen wird dasselbe Schulgeld erhoben.) 2. Alle Lehrmittel werden in der Mittelschule frei geliefert.

Musikalische Volksbildung in England. Aus London wird berichtet: Eine interessante Umfrage, die über den musikalischen Geschmack des Londoner Durchschnittspublikums bemerkenswerte Aufschlüsse gibt, haben die „Evening News“ veranstaltet, indem sie ihre Leser aufforderten, ihnen mit-

zuteilen, welche zehn Musikstücke sie am liebsten hörten. Die Sichtung der Antworten führte zu dem überraschenden Ergebnis, dass das populärste Musikstück Londons die Tannhäuser-Ouvertüre ist. An zweiter Stelle steht die Tell-Ouvertüre von Rossini, an dritter Stelle Tschaikowsky mit der Ouvertüre 1812. Gounod-Faust steht an fünfter Stelle, ein Marsch von Elgar an sechster, und an siebenter Griegs Peer Gynt-Suite. Thomas hat sich mit seiner Mignon-Gavotte den achten Platz erkämpft. Mendelssohn aber steht mit seinem Sommer-nachtstraum hinter Sullivan, dessen Mikado die neunte Stelle einnimmt.

Dieses Ergebnis stellt wahrlich dem musikalischen Geschmack des englischen Volkes kein schlechtes Zeugnis aus! Meines Erinnerns haben ähnliche Erhebungen in Deutschland — dem „musikalischsten Lande der Welt“ — ein weit weniger erfreuliches Resultat gezeitigt. Bemerkenswert ist dabei noch, dass die Mehrzahl der genannten Komponisten Ausländer sind. Die Engländer haben ja bekanntlich noch nie einen grossen Musiker hervorgebracht; dafür scheinen sie denen der fremden Nationen eine um so lebhaftere, vorurteilslose Schätzung entgegenzubringen.

G. L.

IV. Vermischtes.

„Das Kind ist des Mannes Vater.“ Fichte war ein Sohn des Volkes. Seine Wiege stand in Schlesien neben den Webstühlen eines Bandwirkers. An Geistesart glich er der Mutter. Er war als Kind schon klug, behend im Auffassen wie im Antworten, selbständig in jedem Entschluss. Von den lärmenden Spielen der Geschwister zog er sich gerne zurück. Er liebte es, allein seinen stillen Gedanken nachzuhängen, und man sah ihn oft einsam auf dem Felde verweilen, den Blick unverwandt in die Ferne gerichtet. So stand er nicht selten stundenlang, wohl bis nach Untergang der Sonne, wo dann der Schäfer, der den seltsamen Knaben kannte und liebte, ihn aus seinem Halbtraume aufweckte und nach Hause geleitete. Diese einsamen Stunden waren dem Manne noch die hellste und liebste Erinnerung. In ihnen scheint des Kindes Geist am kräftigsten gelebt zu haben. Und innere Erlebnisse hatten in der Erinnerung ihre tiefsten Wurzeln geschlagen.

Gar manches Geschehnis aus Jugendentagen ist bezeichnend für Fichtes Charakter. Als er sieben Jahre alt war, hatte ihm der Vater das Buch vom gehörnten Siegfried mitgebracht. Das Buch fesselte den Knaben so, dass er die Lust zum Lernen verlor und fahrlässig wurde. Strafen brachten das Kind zur Erkenntnis, dass das Buch die Schuld trage. Da beschloss er, es zu vernichten. Er trug es an den Bach bei des Vaters Haus, um es ins Wasser zu werfen. Lange stand er zögernd am Ufer. Die erste schwere Selbstüberwindung trat vor seine Seele. Endlich schleuderte er es weit von sich in die Wellen. Als aber der Liebling seiner Seele dahinschwamm, übermannte

ihn der Verlust, und er fing bitterlich an zu weinen. Dem dazukommenden Vater verschwieg er in keuscher Scheu das tiefedle Motiv, und so wurde er in schmerzlicher Verkenntung auch noch ungewöhnlich hart bestraft. Als der liebevolle Vater aber den Sohn wieder mit einem ähnlichen Buch belohnen wollte, wollte es der Knabe nicht annehmen, sondern bat, es den Geschwistern zu schenken, damit er nicht in Versuchung gerate.

Die Predigten des Dorfgeistlichen behielt der Knabe so klar im Kopfe, dass er sie nach Gedankengang samt den angeführten Bibelstellen treu wiedergeben konnte. Ein Edelmann, der davon hörte, liess den acht- bis neunjährigen Fichte rufen. Der kleine Gänsejunge kam im leinenen Bauernjäckchen und mit einem Blumenstrauß in der Hand. Die ersten Fragen beantwortete er mit stillem Wesen. Bei der Wiedergabe der Nachmittagspredigt aber geriet er ins Feuer, schien die ganze Gesellschaft zu vergessen und konnte unter dem Zuströmen der Gedanken gar nicht enden, bis der Edelmann ihn unterbrach. Dieses Geschehnis war die Ursache, dass Fichte dem Studium zugeführt wurde.

So offenbarte sich schon im träumenden Kinde keimartig die Persönlichkeit des Denkers und Redners, dem der kategorische Imperativ höher stand als persönliches Wohlsein.

Nach der Biographie J. G. Fichtes, herausgegeben von seinem Sohn. (Sulzbach 1830, I. Teil.)

Das alte und das neue Jena. Gelegentlich der jüngst begangenen dreihundertundfünfzigsten Gedenkfeier der

Universitätsgründung bringt die „Nation“ eine etwas wehmütige Betrachtung der deutschen Universitätsverhältnisse von einst und jetzt.

Seit ihrem Entstehen war Jena eine Pflegestätte des lutherischen Glaubens und somit ein Zufluchtsort der Geistesfreiheit, bis es seine Blütezeit unter Goethes Leitung während der Regierung Karl Augusts erreichte. Männer wie Reinhold, Fichte, Schelling, Hegel, Schiller, Schlegel und Oken waren seine Zierden, und Fichte bestand darauf, dass die Universität nur für solche Leute Raum haben dürfe, welche die Wahrheit ihrer selbst willen liebten; es war eine Zeit, da die ganze Welt zu Jena aufsah, von wo eine sittliche und geistige Renaissance ausging.

Seit dieser Blütenperiode ist Jena beständig zurückgegangen. Die Stiftung der deutschen Burschenschaft brachte ihr mancherlei Nachteile; auch ging es hier wie an vielen anderen kleinen Universitäten, die tüchtigen Männer, die in Deutschland den Ruf einer Universität ausmachen — nicht wie in Amerika die Gebäulichkeiten — wurden durch hohe Gehälter nach den grösseren Universitäten wie Berlin, München etc. gelockt, und würden nicht gegenwärtig von einem reichen Fabrikanten Geldmittel zur Verfügung gestellt, so würde sich die Universität in schlimmen Verhältnissen befinden. Dazu kommt noch, dass sich der eigenartige Charakter auch der kleineren Hochschulen unter der sich überall breitmachenden Modernisierung sucht verwischt; ja, man hat sogar gesagt, der Unterschied zwischen amerikanischen und deutschen Hochschulen verschwinde mehr und mehr. Vor zwanzig Jahren noch brachte der von einer deutschen Universität zurückkehrende Amerikaner einen Kopf voll Gelehrsamkeit und anregende Ideen mit, und es fehlte nicht an lieben Erinnerungen an die Eigentümlichkeiten und Einfachheiten der Lebensweise in jenen entzückenden, altmodischen Universitätsstädtchen. Dies alles ist anders geworden. Heute gipfelt in Deutschland wie in Amerika das höchste Ziel in dem Wunsche, die modernste Schule zu sein. Schon jetzt sind die höheren akademischen Grade, die hauptsächlich bloss des höheren kommerziellen Wertes, selten aus wahren Drang nach Wissen erworben werden, hier in Amerika schwieriger zu erlangen als im Ausland, sodass man denjenigen, der um eines solchen Grades wegen nach Deutschland geht, mit einem gelinden Misstrauen ansieht. Der Zauber der deutschen Hochschule liegt somit nur im

Rückblick auf eine herrliche Vergangenheit; und auch dieser ist wieder nur für die Glücklichen, die vor zwanzig oder mehr Jahren diese farbenprächtigen Bilder selbst geschaut haben.

Wenn wir dem Verfasser auch in manchem Recht geben müssen, so kommt es uns doch vor, als wenn er zu schwarz sehe. Nach seinen eigenen Worten machen in Deutschland die Lehrer und nicht die Gebäude den Ruf einer Universität aus, weshalb sollte die Modernisierung der Städte und des Volkes die Schule an ihrer Wirksamkeit beeinträchtigen? Wenn die frühere Generation nur des Malerischen wegen deutsche Universitäten aufsuchte, inwiefern sollten Verbesserungen, die an vielen Orten unbedingt nötig waren und dort wieder namentlich Laboratorien u. s. w. zu gute kamen, die Ursache sein, dass die Besucher weniger Gelehrsamkeit oder weniger Anregung mit fortnehmen? Die Poesie des deutschen Studentenlebens ist für den deutschen Studenten noch immer dieselbe; der persönliche Umgang mit dem wegen seiner Eckigkeit im Ausland vielgescholtenen, aber ebenfalls modernisierten Professor wirkt auch heute noch Wunder; der Geist und die Begeisterung auf der deutschen Hochschule ist gerade noch wie früher und namentlich in den kleineren Universitätsstädtchen. Freilich verlangt das deutsche Universitätsleben selbstvergessendes Hingeben an die Sache, nur auf diese Weise ist ein Eindringen in ihren Kern möglich, und es scheint beinahe, als ob die Befähigung zu solchem Hingeben der jüngeren Generation in Amerika abgehe. Viele kommen gleich mit Vorurteilen hinüber, und diese könnten gerade so gut deutsche Verhältnisse in einem Bilderalbum studieren; ihre Beobachtung wird über die Oberfläche nicht hinauskommen. „Was man den Geist der Zeiten heisst, ist oft der Herren eigener Geist.“

Aufrichtigkeiten.

Von Oscar Blumenthal.

(Siehe Seite 265 d. vor. Jahrg.)

Am vielen Lachen erkennt man den Narren. Am seltenen Lachen erkennt man den Kritiker.

* * *

Es genügt unsrem Nachwuchs nicht, dass man die jungen Talente ermuntert — man muss auch die alten entmutigen.

* * *

Die Trinksprüche zu siebzigsten Geburtstagen erscheinen mir immer wie Teilzahlungen auf den Nekrolog.

Erfahre ich, dass jemand allgemein
unbeliebt ist, so suche ich nach dem
grossen Vorzug, dem er diesen Erfolg
zu verdanken hat.

* * *

Wir haben Dir soeben ein Monument
gesetzt und nun gestatte gütigst, dass
wir Dich endlich vergessen... Das
ist die unsichtbare Inschrift, die ich
auf manchem marmornen Sockel lese.

* * *

Sprache und Muttersprache. (1814).

„Welch eine Sprach' ist schön? Welch
eine Sprache ist reich?

Verschieden an Getön, im Sinn sind alle
gleich.

Nicht dies' und jene Sprach' entzückt,
erfreuet mich;

Was mich erfreut, entzückt, das ist die
Sprach' an sich:

Dass eine Sprach' es gibt, die, was du
fühlst und denkest,

Dir deutlich macht, je mehr du dich in
sie versenkst;

Dass eine Sprach' es ist, kraft deren du
verkündest

Der Welt geheimen Sinn, so weit du sie
ergründest.

Drum ist die schönste Sprach' und
beste, die du nennst,

Die Muttersprache, weil du sie am
besten kennst."

Friedrich Rückert.

Auf Umwegen. „Denke Dir nur
die Freude, Vater, mein Freund Max,
der in der Schule einen unter mir sass,
ist heute einen heraufgekommen."

Kindliches Vergnügen. Der
kleine Fritz geht bei Regenwetter mit
seiner Mutter aus, und diese kann ihn
nur mit Mühe davon zurückhalten, in
die Wasserlachen zu treten. Fritzchen:
„Aber, Mama, warum trittst denn Du
nicht einmal in eine Pfütze? Dir kann
es doch kein Mensch verbieten!"

Ein tiefer Sinn liegt oft....
Lehrer: „Ich habe euch jetzt von der
Klapperschlange erzählt. Wer kennt ein
ähnliches Tier, dem man ebenfalls nicht
trauen darf? Nun, Fritzchen? — Fritz-
chen: „Der Klapperstorch!"

G. L.

Bücherschau.

I. Bücherbesprechungen.

German School Reform. Kritik
einer Kritik. Schuleinrichtungen
wie jede andere soziale Regelung — ins-
besondere Regierung, Gesetz, Sitte —
sind stets mehr oder weniger ein Ana-
chronismus. Sie entwachsen nie dem
Boden der Generation, die durch sie am
unmittelbarsten betroffen wird, sondern
verkörpern die auf vergangenen Ver-
hältnissen beruhende Erfahrung einer
älteren Generation. Sie sind daher im
vorhinein zur Unzulänglichkeit, zur Un-
vollkommenheit verurteilt, können aber
den Forderungen des wirklichen Lebens
umso näher gebracht werden, je mehr
ihre Leiter es versuchen, das Atmen der
Gegenwart zu belauschen.

Darum ist schweigende Zufriedenheit
mit dem Bestehenden stets ein Zeichen
intellektueller Schwäche, reichliche Kri-
tik ein Zeichen von Frische in einem
Volke. Wir müssen es daher mit freu-
digem Interesse aufnehmen, dass hierzu-
lande wie in Deutschland die Kritik an
Schulverhältnissen sich mehrt: sie ist
nicht ein Beweis für deren Wertlosig-
keit, sondern ein Hinweis auf regen

Fortschritt im Volksleben. Und sei sie
auch im Anfange wesentlich destruktiv
— sie wird doch unmerklich zur kon-
struktiven werden.

Oder ist sie das in Deutschland schon
heute geworden? Gibt es dort wirklich
schon eine Schulreform in weiterem Um-
fange? Es ist für den Ausländer unge-
mein schwer, sich darüber Klarheit zu
verschaffen, bis zu welchem Grade dies
der Fall ist, wie weit insbesondere im
fremdsprachlichen Unterrichte die For-
derungen von Männern wie Vieter, Wal-
ter, Breymann u. a. nicht nur auf dem
Papiere, sondern praktisch Anerkennung
gefunden haben.

So war es denn sicher mit Genug-
tuung zu begrüssen, dass das „Wiscon-
sin Journal of Education" in seiner Sep-
tembernummer einen Aufsatz von S. H.
Goodnight unter dem Titel „German
School Reform" darbot, dessen Inhalt
allerdings vorläufig eher den Titel „Ger-
man School Criticism" gerechtfertigt
hätte, für den aber ein editorielles
Nachwort eine Fortsetzung mit „prak-
tischer, konkreter Besprechung einiger

deutscher Schulmethoden" verspricht. Eine im Novemberheft unter dem Titel „Lessons from German schools" erschiene Fortsetzung enthält zwar noch nicht die sicher sehr wünschenswerte Erfüllung dieser Zusage, doch scheint die Arbeit immerhin soweit abgeschlossen zu sein, dass eine Stellungnahme dazu kaum mehr verfrüht sein dürfte.

Bedauerlicherweise nennen die Artikel fast keine Quellen (am meisten wird noch verwiesen auf Gurlitts „Erziehung zur Mannhaftigkeit"), doch heisst es: "The present sketch is based upon a number of modern books on education by German writers." Dass es sich bei den meisten Stellen unmöglich entscheiden lässt, ob sie vom Verfasser selbst oder von seinen Gewährsmännern herühren, erschwert die Stellungnahme bedeutend, denn offenbar zeigt sich eine Kritik je nach der Persönlichkeit und den Verhältnissen des Kritikers oft in ganz anderem Lichte. Ob das Kind des Hauses sein Missfallen über die angebrannte Suppe ausspricht oder ein Zufallsgast es tut, ist nicht dasselbe.

Beide Artikel bilden trotz der Titeländerung ein Ganzes, das sich in eine soziale und eine pädagogische Gruppe gliedern liesse, ohne dass jedoch die Grenze scharf zu ziehen wäre. Nach beiden Richtungen hin wendet sich die Kritik vorwiegend gegen das vielgeschmähte Schablonenwesen des „system-riden, bureaucratic Germany". Der deutsche Bürger wird geschildert als behaftet mit der Tendenz, sich möglichst glatt der angewiesenen Nische einzufügen, ohne sich den Kopf über Politik und Regierung zu zerbrechen; sein Leben sei ja nur Routine, und für die sei starke Individualität nur überflüssige Belastung. "He goes through life, a well-informed but credulous and submissive citizen, a model bureaucratic subject, but not a man of highly-developed will-power and strong character." Das mutet gerade heute, in den Tagen der Aufregung über das Kaiser-Interview, recht seltsam an, doch möchte ich mich jeder Kritik darüber enthalten. Wenn die Behauptung stimmt, dann ist es freilich weiter kein Wunder, wenn "education comes to be regarded a luxury, an ornament, by virtue of which the possessor may lay claim to certain social and civil prerogatives". Die gewöhnliche Auffassung über die deutsche Einschätzung von Bildung ist das vielleicht nicht.

Selbstverständlich, meint der Verfasser, arbeitet die Schule aus allen Kräften auf die Entwicklung solcher Bürger-

Eigenschaften hin. Lehrer wie Schüler müssen sich aufs strengste an den Lehrplan und an die Dogmen der Staatskirche halten. Wer weder Fragen stellt, noch Einwendungen erhebt, der bringt es (wie im Schlaraffenlande) am weitesten. Mechanische und korrekte Reproduktion des Aufgegebenen ist Ziel des Gymnasiums. Wie viel kommt bei diesem Einwande darauf an, von wem er ausgeht! Geht er vom deutschen „Reformer" aus, so stellt er das berechtigte Verlangen nach immer grösserer geistiger Selbständigkeit dar; entspringt er der eigenen Anschauung des Verfassers, so fordert er zum Vergleich heraus und lenkt unausbleiblich den Blick auf den Hauptnachteil der amerikanischen Schule, dass sie nämlich die Unabhängigkeit des Denkens und Arbeitens bei weitem nicht in gleichem Masse fördert wie die deutsche. Ich weiss von mindestens zwei deutschen Austauschprofessoren, die ihre Überraschung über die — nun, sagen wir geistige Reserve der amerikanischen Studenten aussprachen.

Ernster, weil wahrer, ist eine andere Kritik der deutschen Schule: Sie züchte Klassen- und Kastengeist. Wie wäre es aber anders zu erwarten, wie anders zu billigen bei einem monarchischen Volke, das das homogenste von allen Kulturvölkern ist? Hier ist nicht der Ort, darauf näher einzugehen, zurückzuweisen aber ist die oft gehörte Behauptung, dass die deutsche Schule einen derartigen prinzipiellen Unterschied zwischen reich und arm mache, dass sich im Gegensatz dazu von amerikanischen Schulen sagen liesse, "that they afford opportunity to merit rather than money".

Natürlich durfte der vorliegende Artikel das Klagelied über die Überbürdung deutscher Gymnasiasten (hätten wir doch an unseren Schulen etwas mehr von dieser „Überbürdung"! nicht übergehen, und ich kann es mir nicht versagen, auf die im Zusammenhang damit vorgebrachte Behauptung, der deutsche Student sei dem Sport abhold, mit ein paar Worten einzugehen. Ist unter „Sport" das Interesse an Wettspielen und Wettkämpfen zu verstehen, dann ist sie freilich wahr. Bedeutet „Sport" aber das Streben nach Stählung des eigenen Körpers, dann möchte ich ihr aufs bestimmteste widersprechen — und ganz besonders, wenn es sich um einen Vergleich mit amerikanischen Verhältnissen handelt. Turnen, Fechten, Schwimmen, Rudern, Eissport, Wandern, Tennis u. s. w. stehen dem deutschen Studenten ungleich näher als dem amerikanischen. Ist dafür nicht u. a. die unglaubliche

Tatsache bezeichnend, dass unser Madison mit seiner grossen Universität, mit seinen unvergleichlichen natürlichen Gelegenheiten, ganz und gar keine erwähnenswerten Einrichtungen für Schwimmen oder Schlittschuhlaufen getroffen hat?

Es ist kein Wunder, wenn (auf Grund der Anschauungen seiner Gewährsmänner oder nach eigenen Erfahrungen?) der Verfasser ein gar düsteres Bild von dem Produkte der deutschen Gymnasien und Realschulen entwirft. Er beklagt an ihm „lack of youthful bouyancy and of inclination to participate in healthful sports. A wholly sedentary life, early and often habitual indulgence in beer and tobacco, and later, billiards, cards, duelling and the theater“ (der Vater dieser Zusammenstellung wird doch nicht Gurlitt sein!) werden ihm vorgeworfen, und so sieht das resultierende klägliche Gewächs aus: „stoop-shouldered, heavy-eyed, fat and phlegmatic“ — nicht immer, aber doch allzu oft. Der amerikanische Student dagegen „is less given to vicious habits“ (z. B. Theater?)

Dies ist der Hauptinhalt der Artikel; eine kurze Stelle über Vorteile der deutschen Gymnasien bezieht sich im wesentlichen auf ihren besseren Sprachunterricht. Wir sehen daher mit berechtigtem Interesse dem vom Herausgeber der Zeitschrift zugesagten positiven Teil der Besprechung der deutschen Schulreform entgegen.

Eduard Prokosch.

Deutsches Wörterbuch von Fr. L. K. Weigand. Fünfte Auflage in der neuesten für Deutschland, Österreich und die Schweiz gültigen amtlichen Rechtschreibung. Nach des Verfassers Tode vollständig neu bearbeitet von Karl von Bahder, a. o. Prof. a. d. Univ. Leipzig, Herman Hirt, a. o. Prof. a. d. Univ. Leipzig, und Karl Kant, Privatgelehrtem in Leipzig. Herausgegeben von Herman Hirt. Lieferungen I bis V. a—Käfer. Gross Lexikon-Format. Vollständig in zwölf Lieferungen zum Preise von je 1 Mark 60 Pf. Verlag von Alfred Töpelmann (vormals J. Richter), Giessen 1908.

Seit 15 Jahren war der „Weigand“, nachdem er bereits vier Auflagen erlebt hatte, nicht mehr zu haben. Jetzt tritt er zum fünften Mal seinen Gang an.

Die besonderen Vorzüge dieses Wörterbuches sind die genügende Berücksichtigung der Etymologie, das Heranziehen einer grossen Anzahl von Fremd-

wörtern, sowie die Aufnahme vieler landschaftlicher Wörter.

Besonderes Gewicht wird im Weigand darauf gelegt, das erste Auftreten eines jeden Wortes nachzuweisen.

Die Begriffsbestimmungen sind knapp und genau; z. B.: Aas, verwesendes Fleisch; abblitzen, ohne Erfolg abziehen; Abstecher, kurze Nebenreise. Wo ein weiteres Eingehen notwendig erscheint, finden wir selbstverständlich eine umfassende Erklärung, oft die genaue Angabe der Entstehung des Wortes; z. B.: boykottieren, in Verruf erklären. Nach James Boykott, einem Gutsverwalter in Irland, über den im Jahre 1880 die irische Landliga zuerst den Bann verhängte, was die Folge hatte, dass jedermann den Verkehr mit ihm abbrach. Ballhornisieren, besser verballhornen (von einer Schrift) durch vermeintliche Verbesserungen verschlechtern, verschlimmbessern. Das Wort kommt von dem Namen eines vom Jahre 1531 an tätigen Buchdruckers zu Lübeck (nach Schuppins Schriften S. 588 zu Soest in Westfalen), Johann Balhorn, der in einem ABCbuche, das er oft herausgab, mancherlei ungeschickte Veränderungen anzubringen und auf dem Titel beizufügen pflegte „vermehrt und verbessert“, weshalb er im 17. Jahrhundert allgemein sprichwörtlich war. Hakatisten, Angehörige eines Vereins zur Förderung des Deutschtums in den Ostmarken. Das Wort ist gebildet aus den Anfangsbuchstaben der drei Gründer Hansemann, Kennemann und Tiedemann. Ende des 19. Jahrhunderts aufgekommen.

In zweifelhaften Fällen sind Betonung und Aussprache bezeichnet; letzteres besonders bei den Fremdwörtern.

Die Ausstattung des Buches ist eine vorzügliche; mattweisses, starkes Papier und ein leicht lesbarer Lateindruck. Zwischen den einzelnen Zeilen ist genügend Raum, und die Zeile ist gespalten, was das Nachschlagen ganz bedeutend erleichtert. Die einzelnen Wörter selbst erscheinen im Fettdruck, auch eine Erleichterung beim Gebrauch des Buches.

Der Preis ist mässig. Das ganze Werk wird ein stattlicher Gross-Lexikonband von ungefähr 1200 Seiten, und dabei stellt sich der Preis auf 19 Mark unbunden, gebunden wohl 6 Dollars. Dieser Preis wird nach Vollendung des Werkes erhöht. Manchem mag der Preis hoch erscheinen. Für unseren Webster oder Standard, die allerdings etwas stärker sind, zahlen wir aber je nach dem Einband 8 bis 15 Dollars.

Das Buch ist den Lehrern des Deutschen in unserem Lande zu empfehlen. Besonders aber wäre zu wünschen, dass die Schulen, in denen Deutsch getrieben wird, sich dieses Wörterbuch anschaffen. Es sollte doch billigerweise in jeder Schule neben den deutsch-englischen Wörterbüchern auch ein deutsches Wörterbuch zum Gebrauch für Lehrer und Schüler zur Hand sein. Die Anschaffung fällt nicht schwer, da das Werk erst im September 1910 vollendet sein wird.

E.

Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik von W. Rein. Zweite Auflage. 6. Band. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne, 1907.

Zu wiederholten Malen hatten wir Gelegenheit, auf dieses vorzügliche Sammelwerk, das jede Seite der pädagogischen Wissenschaft in gleich ausführlicher und massgebender Weise behandelt, in unserer Zeitschrift hinzuweisen. Heute liegt uns der 6. Band vor, und auch er bietet uns nur die Veranlassung, unsere Leser von neuem auf das einzig dastehende Unternehmen aufmerksam zu machen. Von „Musikalische Erziehung“ bis „Präparieren“ führt uns dieser Band durch die verschiedensten in alphabetischer Reihenfolge geordneten Abhandlungen. Unwillkürlich fällt unser Blick da auf Pestalozzi. Um zu zeigen, wie das Werk diesem grossen Schweizer gerecht zu werden sich bemüht, seien nur die Namen derer angegeben, die Pestalozzi und sein Schaffen in denselben bearbeiten. Im Anschluss an eine von Dr. O. Hunziker, selbst einem Schweizer, verfasste Lebensgeschichte Pestalozzis finden wir zwei Abhandlungen über Pestalozzis Pädagogik und seine Psychologie und Ethik aus der Feder von Dr. P. Natorp bezw. Dr. Uphies, zwei Gelehrten, die als Autoritäten allerersten Ranges anerkannt sind. Und so wie hier, so kennzeichnet das Rein'sche Werk in allen seinen Teilen das Bestreben, die besten Bearbeiter der betreffenden Gebiete zu finden. Wer sich mit dem Studium der Pädagogik ernsthaft befasst, kann dieses Handbuch nicht entbehren.

M. G.

Modern German Prose. A Reader for Advanced Classes. Compiled and annotated by A. B. Nichols, Professor of German in Simmons College. New York, Henry Holt and Co., 1908. VI + 296 pp. Cloth, \$1.00.

In diesem Buche ist dem vorzüglichsten und auch hierzulande sehr ver-

breiteten „Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens“ von Prof. Paszkowski, dessen zweite Auflage ich s. Z. hier besprochen habe, ein gefährlicher Rivale entstanden. Dem deutschen Vorbilde gegenüber zeigt es mehrfache anerkennenswerte Vorzüge. Die Auswahl ist trefflich, mit pädagogischem Geschick veranstaltet und, trotz der geringeren Anzahl aufgenommener Stücke (40 gegen Paszkowskis 46), gewissermassen weitherziger als in dem deutschen Werke; selbst Nietzsche kommt mit seinen „moralischen Vorurteilen“ zu Wort; zeitlich erstreckt sich die Auswahl von Grillparzer und Hebbel bis zur Gegenwart; gegenüber der von Paszkowski allein aufgenommenen Form des Essays bietet Nichols daneben auch Erzählendes, Biographisches, Reisebilder; und endlich hat Nichols seinem Buche 33 Seiten meist nur in Nebensächlichem zu beanstandender Anmerkungen beigegeben, während sich der Lehrer zu Paszkowski auch noch in der dritten Auflage das Nötige aus allen möglichen Nachschlagewerken selbst zusammentragen muss. Den Text teilt Nichols in zwei annähernd gleich lange Hälften, deren erste die leichteren Stücke enthält.

Leider wird das Buch durch eine wahre Unzahl Druckfehler entstellt. Hier muss eine zweite Auflage gründlich Wandel schaffen! Zu diesem Zwecke, und um dem Benutzer des sonst so empfehlenswerten Buches die Korrektur zu erleichtern, setze ich meine Liste, für deren Vollständigkeit ich nicht garantiere, hierher.

Erstens Druckfehler, die zugleich im Studierenden falsche grammatischen Vorstellungen erwecken können: Seite 18, Z. 1 (lies -stücken), desgl. S. 21, Z. 14 (l. Hirsche); — wenn dies dialektische Formen des Originals sind, musste eine Anmerkung darüber aufklären; — ebd. Z. 19 (von Amelsen-eiern); S. 23, Z. 2 (weit verbreitem); S. 29, Z. 10 (des Parthenon); S. 34, Z. 16 (würden); S. 37, Z. 19 (unterstützten); S. 47, Z. 23 (entzückte); S. 52, Z. 20 (einer Reihe); S. 84, Z. 3 und S. 85, Z. 2 (Jahren); S. 113, Z. 10 (gleiche); S. 126, Z. 14 (des alten Rom); S. 144, Z. 23 (das Alter); S. 152, Z. 10 (den Scharfsinnigen); S. 157, Z. 29 (ihren Faust); S. 160, Z. 4 (kein Triumph); S. 161, Z. 3 (ein solches Streben), Z. 21 (jeden), Z. 31 (und die); S. 162, Z. 13 (zur bestanden Probe); S. 171, Z. 6 (mit zunehm-

mender Bevölkerung); S. 172, Z. 26 (die Löhne); S. 187, Z. 30 (deutschen); S. 199, Z. 23 (Einflusses mit ss, nicht sz); S. 205, Z. 32 (folgten); S. 283, Z. 3 (Der deutsche Bund). Hierher gehört auch die falsche Trennung oder vielmehr Nichttrennung von ck, das Nichols, abgesehen von S. 152, Z. 20, wo richtig k-k getrennt ist, stets zur zweiten Silbe zieht (S. 40, Z. 26; S. 165, Z. 27; S. 217, Z. 1; S. 218, Z. 9; S. 237, Z. 32). Auch S. 36, Z. 16 (hierarchischen statt hierarch.) rechne ich dazu.

Über Gross- und Kleinschreibung der Anfangsbuchstaben lässt sich unter Umständen rechten; Kleinschreibung aber ist erforderlich oder mindestens vorzuziehen für Formen von gleich, einzeln u. ä. S. 4, Z. 26; S. 15, Z. 24; S. 68, Z. 26; S. 101, Z. 26; S. 107, Z. 16, S. 178, Z. 1; S. 181, Z. 13; S. 183, Z. 1; S. 196, Z. 29; S. 197, Z. 27; S. 198, Z. 13; S. 215, Z. 6 (infolge).

Gegen die Schreibung von Literatur und literarisch mit t statt tt verstösst Nichols konsequent; ich habe 32 Fälle angemerkt. Desgleichen verlangt die neue Orthographie im Plural von Wörtern auf -ie und -en nur -ien bzw. -een, nicht -ieen und -eeen (15 Fälle) und lässt in Zusammensetzungen wie Stilleben (S. 106, Z. 6; desgl. Anm. hiezu), helleuchtend (S. 218, Z. 28), Programmusik (Nr. 38) nur bei der Silbentrennung das Setzen von drei Zeichen zu.

Sonstige Druckfehler, die abgesehen von ihrer Anzahl weniger schwer wiegen und vom Lehrer leicht korrigiert werden können, finden sich S. 9, Z. 18 (ankündigte); S. 30, Z. 23 (umstrickt); S. 34, Z. 30 (dünkte), Z. 31 (Anmut); S. 42, Z. 3 (erstarkende), Z. 7 (befruchtend); S. 49, Z. 8 (Würdenträger), Z. 15 (Thoranc; Anmerkung nötig); S. 51, Z. 22 (für); S. 53, Z. 8 (Karneval); S. 59, Z. 29 (wir); S. 61, Z. 26 (Friedensschlusses); S. 64, Z. 6 (frisch; die Vorlage hat hier *risch*, das Nichols, ohne das Original nachzuschlagen, in *rasch* verwandelt); S. 7, Z. 10 (Schmuckgegenstände; eigens zubereiteten); S. 77, Z. 22 (dampfenden); S. 95, Z. 22 (erkämpfen); S. 98, Z. 2 (Roheit); S. 105, Z. 13 (kräftige), Z. 28 (Personifikation); S. 118, Z. 4 (Melanchthon, ebenso S. 279, Anm. hiezu, und S. 280, Anm. zu S. 126, Z. 10); S. 121, Z. 33 (Bestimmtheit); S. 126, Z. 31 (beträchtliche); S. 127, Z. 4 (Halunke); Z. 15 (Bonifatius); S. 137, Z. 25 (gehandhabten); S. 139, Z. 20 (wachruft); S. 155, Z. 3

(Handlung); S. 157, Z. 28 (Bürgschaft); S. 158, Z. 29 (stehn); S. 160, Z. 32 (sel'ge); S. 162, Z. 24 (Romanistik); S. 171, Z. 8 (galonierten), Z. 12 (Privatgrundbesitz; wenn das Original ebenfalls *Privatrecht* zeigte, war es Pflicht des Herausgebers, dies zu bessern); S. 172, Z. 30 (wieder); S. 175, Z. 2 (Sozialwissenschaft); S. 176, Z. 8 (sozialen); S. 180, Z. 2 (Zeitmessung); S. 182, Z. 18 (Elemente); S. 184, Z. 34 (unbedingteste); S. 217, Z. 33 (steigern); S. 234, Z. 20 (der); S. 240, Z. 32 und S. 241, Z. 1 (Ton); S. 247, Z. 2 (Tee); S. 263, Anm. zu S. 6, Z. 32 (latsaronee); S. 268, Anm. zu S. 47, Z. 2 (Württemberg); S. 278, Z. 4 v. o. (Hebel), Z. 11 v. u. (1748); S. 287, Z. 7 v. u. (1756). Nicht ganz sicher bin ich, ob in glaubiges, S. 93, Z. 33 Druckfehler oder die weniger gebräuchliche Nebenform vorliegt.

Inkonsequenzen zeigen sich S. 85 ff. (Nr. 14) in der Schreibung des Namens Shakespeare; ten Brink schrieb Shakespere, so ist der Name auch im Titel des Buches zitiert, wie ihn die Fussnote gibt, und es lag kein Grund vor, diese auch im Englischen gebräuchliche Schreibung im Texte zu ändern. Ebenso unnötig war es auf S. 98 ff., für die von Jacob Grimm befolgte Schreibung seines Vornamens die gebräuchlichere zu setzen. S. 246 zeigt Zeile 10 „das gänzlich Unbeethovensche“ ohne, Zeile 12, „Beethoven'schen“ mit Apostroph.

Interpunktionsfehler habe ich S. 21, Z. 9; S. 59, Z. 21; S. 68, Z. 26; S. 98, Z. 13; S. 146, Z. 5 und 31; S. 153, Z. 22; S. 154, Z. 21 und S. 155, Z. 21 vermerkt.

Anmerkungen wären erwünscht zu S. 31, Z. 10 (verdammte); S. 96, Z. 28 (die Einzeln, Freytagsche Eigenheit); S. 105, Z. 25; S. 107, Z. 19 (mitten, Druckfehler für inmitten?); S. 109, Z. 30 und S. 110, Z. 3 (Bette); S. 111, Z. 18 (Farbung; Druckfehler?); S. 131, Z. 10 (Luthern); S. 213, Z. 20 (die Begründung deren Entwicklungsgeschichte; Druckfehler des Originals?).

An den Anmerkungen selbst ist wenig zu beanstanden. Dass Grillparzers „numerous dramas rank with those of Goethe and Schiller“ (zu Nr. 2), dürfte auf Widerspruch stossen. Die Wiedergabe von „Weiss doch die Mythe“ (S. 22, Z. 22) mit „Is not the myth able“ ist zum mindesten ungewöhnlich; und Erzgebirge (S. 264, letzte Zeile) und Riesengebirge (S. 265, Z. 18 v. o.) werden im Deutschen so stark singularisch gefühlt, dass es

nicht angeht, im Englischen einen Plural darauf folgen zu lassen. Dass Kaiser Friedrich II. sein Leben in Sizilien verbracht habe (S. 265, Z. 11 v. o.), ist nur bedingt richtig. Falsche Anschauungen muss es erwecken, wenn S. 266, Z. 10 v. u. gesagt wird, die deutschen Stämme hätten sich am längsten der Aufnahme des athanasianischen Glaubensbekenntnisses widersetzt; statt *German* muss es *East Germanic* heißen. Warum wird S. 267, Z. 17 v. u. die deutsche Schrift *ill-favored* genannt? Schwaben schliesst nicht Baden ein, wie S. 268, Z. 8 v. u. behauptet wird, und ebensowenig ist Schwaben alemannisch, wie es S. 273, Z. 11 v. o. heisst; so hat auch Hebel nicht im schwäbischen Dialekt geschrieben (S. 278, Z. 5 v. o.). Ganz unrichtig ist, was zu Z. 55, Z. 5 über den deutschen Heeresdienst gesagt wird; Dreijährig-Freiwillige gibt es ja gar nicht, abgesehen davon, dass der Dienst unter der Waffe schon seit längerer Zeit nur noch zwei Jahre beträgt. Hochschule (zu S. 114, Z. 1) ist schlankweg mit Universität gleichzusetzen; es wäre hier Gelegenheit gewesen, vor dem Unfug, die amerikanische *high school* mit Hochschule wiederzugeben, nachdrücklich zu warnen. Für Privatdozent (S. 115, Z. 8) ist

tutor die ungeeignetste Wiedergabe; man sage ruhig *private docent*. Behagel (zu Nr. 19) ist schon längst nicht mehr in Basel, sondern in Gießen, Bultaupt (zu Nr. 21) seit mehreren Jahren tot. Hochdeutsch (zu S. 125, Z. 15) ist nicht mit Oberdeutsch zu identifizieren, sondern umfasst auch das Mitteldeutsche; auf diesem vorab beruht das Neuhochdeutsche. Zu S. 232, Z. 25 hätte die betreffende Stelle aus Goethes Gedicht angeführt werden können.

Ein Übelstand ist es, dass die Seitenüberschriften gelegentlich kollidieren; wenn ein Aufsatz auf der rechten Seite beginnt, steht auf der linken der Name des Verfassers des vorhergehenden Aufsatzes. So erscheint z. B. für den, der das Buch schnell durchblättert, Adolf Lobe S. 40 als Verfasser von Wilmanns' „Walther von der Vogelweide“, Helmoltz S. 84 als Verfasser von „Shakespeare als Dramatiker“, Friedrich Hebbel S. 242 als Verteidiger von Richard Wagners Programmmusik, u. dgl. m. In solchen Fällen wäre es entschieden angebracht, auf beiden Seiten jeweils Verfassernamen und Aufsatztitel zu verbinden.

E. C. Roedder.

Univ. of Wis.

II. Eingesandte Bücher.

Sechs leichte Theaterstücke für Kinder. Von Henriette Wietfeld. Mit zwei Abbildungen. E. F. Thienemann, Gotha. 1908. Preis 2 M.

Bubi's erste Kindheit. Ein Tagebuch über die geistige Entwicklung eines Knaben während der ersten drei Lebensjahre von Ernst und Gertrud Scupin. Mit vier Portraits und Nachbildungen von Kinderzeichnungen. Leipzig, Hh. Grieben (L. Ferman), 1907. Preis geb. M. 4.80.

Deutsche Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts dargestellt nach Generationen von Friedrich Kummer. Erstes bis drittes Tausend. Dresden, Carl Reissner, 1909.

Kinderreigenlieder. Gedichtet und in Musik gesetzt von Karl Wahlstedt, Op. 46. Mit einem Vorwort von W. Lottig und einer Anleitung von Anna Sievers. Preis M. 2. Dazu Stimmheft 30 Pf. Friedrich Vieweg G. m. C. H., Berlin-Gross Lichterfelde.